Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. – Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie, wöchentlich die Beilage „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen“ und die Monats-Bilderbeilage „Heimat und Welt“.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38
Postscheck-Konto: Warszawa (P. K. O.) Nr. 145 303 — Wien (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 105 664.
Lwów (P. K. O.) Nr. 500 540 — Leipzig (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 45 762.

Folge 32 — Lemberg, am 12. August (Erntemond) 1934 — 13. (27.) Jahr

**„Hilf dir selbst, so hilft dir Gott“,
pflegt das Volk zu sagen.
Gleichen Sinns mahnt ein Gebot:
Hilf der Brüder Not zu tragen!**

Friedrich Rollwagen,
Oberl., Bodenbach.

Die polnische Sintflut / wirtschaftlich gesehen

Wir entnehmen der „Deutschen Rundschau in Polen“ vom 1. August 1934, Nr. 172, nachstehenden Artikel, der gewißlich unsere Leser interessieren wird. Die Schriftleitung.

Man kann von Kattowitz ohne weitere Umstände auch jetzt in einer und einer halben Schnellzugstunde nach Krakau fahren. Weiter nach dem Südosten, der Tatra zu oder nach Lemberg, sind stundenlange Umfahrten erforderlich, für die soeben neue Fahrpläne herausgegeben worden sind. Schätzungsweise 200 Kilometer Eisenbahnstrecken, die nicht etwa in einer Linie liegen, sondern von verschiedenen Orten im Hochwassergebiet abgehen und so an einem halben Dutzend Stellen den Verkehr unterbrechen, sind unter Wasser geraten und auch dort, wo es wieder abgeflossen ist, nicht befahrbar. — Brücken in, zusammengezählt, mehr als 6 Kilometer Länge, sind durch die Ueberschwemmungskatastrophe zerstört worden. Die Schäden an diesen Verkehrswegen zusammen werden auf mindestens 100 Millionen Złoty geschätzt — die Zerstörung der Landstraßen usw. nicht mitgerechnet.

Der Rundfunk bringt immer neue Hiobsposten. Was die Ueberschwemmung übrig gelassen hat, vernichten auf den Feldern im weiteren Umfange Stürme, Gewitter und Regen, und die schlimmsten Nachrichten treffen längst nicht mehr aus dem östlichen Kleinpolen, sondern aus anderen Gebieten der Weichsel ein. Wurde der Gesamtschaden vor einigen Tagen noch auf eine Milliarde Złoty geschätzt, so nimmt man jetzt schon 1½ Milliarden Złoty an. Diese gewaltige Summe entspricht den Staatseinnahmen ganz Polens im Verlauf von acht Monaten. Auf die reichsdeutsche Steuerkraft umgerechnet, ist das den Reparationsleistungen von drei oder vier Jahren vergleichbar. Das nationale Unglück, das Polen betroffen hat, wiegt für die Weichselrepublik schwerer, als einst die ganze französische Kriegsentschädigung nach 1870/71 für das reiche Frankreich. Polen ist von einem Unglück betroffen worden, das nicht leichter wiegt, als ein großer verlorener Krieg!

Es wird den größten Teil seiner Wirtschaftskraft in den kommenden Jahren auf den Wiederaufbau seiner „zerstörten Gebiete“ verwenden müssen. Dazu kommt die Schaffung einer größeren Sicherheit gegen die Wiederholung eines so furchtbaren nationalen Unglücks. — Was muß, wirtschaftlich gesehen, die Folge dieser Umstellung der nationalen Kräfte auf ein ganz bestimmtes Ziel sein? Es ist, um dafür einen Ausblick also zu geben, zunächst ein Rückblick notwendig.

Man führt besonders in Krakau, das auch als Stadt unter der österreichischen Regierung wenig ansprechend behandelt worden ist, das große Unglück vor allem auf österreichische Versäumnisse zurück. Noch etwa ein Dutzend Jahre vor dem Kriege hat es eine große und schwere Ueberschwemmung von den Karpathen her gegeben. Die österreichische Regierung habe nichts getan, um der Wiederholung eines solchen Unglücks vorzubeugen. Gleichgültig nun, ob solche Beschwerden voll gerechtfertigt sind, ob also — während das österreichische „Kronland und Galizien“ doch eine weitreichende Autonomie besaß — das österreichische „Fortwursteln“, ein Wort, das übrigens besonders unter der Regierung des aus Galizien gekommenen österreichischen Premiers Badeni im Schwange war, oder nicht vielmehr die geringe Sorge der galizischen Schlachtschitzen und des Klerus Schuld an der Schlamperei trug. — Tatsache ist, daß Kleinpolen mit einer großen Hypothek alter Sorgen aus dem schon immer polnisch verwalteten Kronland in die neue polnische Staatlichkeit eintrat.

Der neue polnische Staat hatte zunächst andere, ihm dringender erscheinende Sorgen, als sie aus der österreichischen Zeit in Galizien zurückgeblieben waren. Er hatte vor allem eine starke Wehrmacht zu schaffen. Er hatte Schäden des Krieges auszubessern. Er glaubte ferner, an die Schaffung von Verkehrswegen zur Verbindung der alten „Teilgebiete“ herangehen zu müssen. Er baute schließlich mit Hilfe von Auslandsanleihen die große Kohlenbahn und den Hafen von Gdingen aus. Er fand aber nicht die Möglichkeit, sich einem, wie es sich jetzt zeigt, besonders dringenden Problem zuzuwenden: dem der Weichselregulierung von der Quelle bis zur Mündung.

Die Regulierung der Weichsel und ihrer Vorfluter von der Tatra her wird auch jetzt nicht die erste Aufgabe sein, die erfüllt werden kann, so notwendig sie zur Abwendung der Wiederholung eines so furchtbaren Unglücks, wie wir es jetzt im Juli 1934 erleben mußten, auch sein mag. Erst gilt es, aufzubauen, was zerstört ist. Was da geschaffen werden muß, ist für die gesamte polnische Volkswirtschaft von außerordentlicher Bedeutung. Auch der große Krieg hat z. B. Brücken zerstört. An Wiederaufbau und Neubau von Brücken sind in den letzten Jahren in Polen jährlich etwa 1000 Meter Brückenlänge geleistet worden. Danach ist allein auf diesem Gebiete ein volles Sechsjahresprogramm zu leisten. Der Wiederaufbau der zerstörten Eisenbahnlinien wird gleichfalls mehrere Jahre erfordern. Ebenso können die Wege erst in vielen Jahren wiederhergestellt sein. Dies alles, so wichtig es erscheint, bleibt indessen sekundär: die nächste Sorge betrifft die Erhaltung der Hunderttausende, die von der großen Sintflut unmittelbar an ihrem privaten Eigentum bis zu seiner völligen Vernichtung geschädigt worden sind.

Die Ernährung dieser Hunderttausende soll und muß zunächst auf Staatskosten erfolgen. Es liegt aber auch schon der Plan vor, sie alle in erster Linie selbst zum Wiederaufbau ihres zerstörten Eigentums heranzuziehen. Das östliche Galizien soll im wesentlichen durch seine eigenen Landesbewohner wieder aufgebaut werden. Sie werden also nicht als Arme durchgehalten werden, sondern sie werden sich mit der Wiederherstellung ihres eigenen Landes und ihres persönlichen Besitzes zugleich ihren Unterhalt verdienen. Sie werden damit auch aus ihrer seelischen Not herausgerissen, ja ihnen wird, durch Arbeit, das einzige Mittel geboten, das es überhaupt auf dieser Welt zur Ueberwindung schwersten Unglücks gibt: die eigene angespannte Tätigkeit zur Erreichung eines Zieles.

Die Wiederherstellungsarbeiten werden außerordentlich schwierig sein. Man befürchtet z. B., daß es dort, wo die Gebirgswasser am grausamsten gewütet haben, überhaupt nicht mehr möglich sein wird, die Ackerkrume wieder zu schaffen. Dort wird vielleicht zu ganz anderen Wirtschaftsformen übergegangen werden müssen. Wo es aber wieder Ackerbau und Viehzucht geben wird, müssen Saatgut, Vieh und alles Gerät erst einmal neu in die Hand der Betroffenen gegeben werden. Welche Aufgabe gegenüber dem Umfang der Zerstörungen dieser Güter und der in ganz Polen gegenüber dem Vorjahr erheblich zurückgebliebenen Ernte, wie den im ganzen geringen Hilfsmitteln des Landes! Es ist wohl möglich, daß hier auch **nachbarliche Hilfe** werden muß, und ein Nachbar, der helfen kann und helfen will, ist vor allem das Deutsche Reich. Weit weniger schwierig erscheint der Wiederaufbau der Häuser: Holz ist genug vorhanden, Arbeitskräfte sind reichlich zu haben, Haus und Scheune eines galizischen Bauern beanspruchen, deutsche Verhältnisse in Vergleich gezogen, nur sehr geringe Mittel. Man wird diese Bauern das Bauholz in den riesigen staatlichen Wäldern selbst schlagen lassen; man wird ihnen sogar die Transportkosten auf Darlehnskonto setzen müssen. Die Aermsten sind ja völlig ohne Mittel.

Allein das Eisen für den Wiederaufbau, von den Schienen der Eisenbahn über die Brückenanlagen bis zum geringsten Nagel beim Hausaufbau kann der Karpathenbauer nicht selbst schaffen. Die polnische, insbesondere die oberschlesische Eisenindustrie — die Brückenbauanstalt der Königshütte, wie die Schienenwalzwerke dieser Hütte und der Bismarckhütte, die jetzt Batoryhütte heißt — werden für lange Jahre Arbeit haben... eine Arbeit, die sicherer und lohnender ist, als die bisher in der Hauptsache für Sowjetrußland geleistete, selbst wenn sie, wie diese, zunächst mit Wechseln bezahlt werden müßte. Doch wird hier sicherer bezahlt und, für das eigene Land und nicht für Mächte der Zerstörung Arbeit geleistet. Es handelt sich in jeder Hinsicht um positive Aufbauarbeit.

Es ist kein Unglück so groß, daß aus ihm nicht zuletzt doch auch Gewinn erwachsen würde. Der Verdienst aus Arbeit wird zunächst allerdings noch auf sich warten lassen. Gegenwärtig werden von der Wirtschaft erst einmal gewaltige Opfer gefordert. In den ganzen riesigen Bezirken, die von dem nationalen Unglück

betroffen worden sind, vorerst keine Wechselschuld einzutreiben. Das neue polnische Wechselrecht, das bei Katastrophen Wechselmoratorien vorsieht, tritt hier mit dieser Bestimmung zum ersten Male in Kraft. Darüber hinaus werden nicht nur die Bauern, sondern auch die gesamte Kaufmannschaft in dem weiten Ueberschwemmungsgebiet Zahlungsaufschub für alle anderen Verpflichtungen erhalten müssen, da sie völlig ohne Einnahmen sind. Nicht anders steht es mit den ostgalizischen Banken und Sparinstituten: sie alle können auf Schuldeneingänge für lange Zeit nicht rechnen, sondern es werden vielmehr weitgehende Ansprüche an sie gestellt werden.

In ganz Polen ist die Mildtätigkeit in anerkennenswerter Weise wach geworden, um den Opfern der Katastrophe beizustehen. Mehr als eine erste Hilfe kann von der Volksgemeinschaft aber nicht erwartet werden, und selbst hier ist das Wesentlichste von den Behörden, insbesondere durch unmittelbare Hilfeleistung des Militärs, das Wunderwerke an Aufopferung vollbracht hat, getan worden. Ueber die von der Regierung in Aussicht genommenen Leistungen für den Wiederaufbau wird der polnische Premierminister Kozłowski am 1. August im Regierungsklub des Sejm und Senats Vortrag halten und damit ein Programm entwickeln, das nicht nur für Polen bedeutungsvoll sein wird, sondern auch im Ausland die stärkste Beachtung verdient.

Aufruf des polnischen Staatspräsidenten für das Ueberschwemmungshilfswerk.

In einer Rede, die auf alle polnischen Sender übertragen wurde, forderte Staatspräsident Professor Mościcki am Sonntag die Bevölkerung des ganzen Landes zur Teilnahme am Hilfswerk für die Hochwassergeschädigten auf. Nicht eine Familie aus den aufs schwerste heimgesuchten Ortschaften dürfe ohne Hilfe bleiben. Einem jeden der geschädigten Bewohner müsse Möglichkeit zur produktiven Arbeit gegeben werden, damit das Land, das jetzt ein Bild der Zerstörung darstelle, zu neuer Blüte gelange.

Die polnischen Künstler sollen den Hochwassergeschädigten helfen

Der polnische Zentralhilfsausschuß für die Hochwassergeschädigten hat beschlossen, an die im Auslande lebenden polnischen Künstler mit der Aufforderung heranzutreten, sie mögen Wohltätigkeitskonzerte zugunsten der vom Hochwasser heimgesuchten Gebiete veranstalten. Unter anderen soll an den Pianisten Ignatz Paderewski, dem Violinvirtuosen Bronisław Hubermann, den Tenor Jan Kiepura und die Filmschauspielerin Pola Negri herangetreten werden.

Die Trauerfeierlichkeiten in Wien

Wien, 28. Juli. Am heutigen Tage des Leichenbegängnisses für den ermordeten Bundeskanzer Dr. Dollfuß hatte die ganze Stadt seit den frühen Morgenstunden schwarz geflaggt und auf den öffentlichen Gebäuden und den Gesandtschaften waren die schwarzen Fahnen auf Halbmast gehißt.

Die Trauerfeier begann vor dem Rathause um 2.30 Uhr nachmittags. Auf der großen Freitreppe des Wiener Rathauses war der Sarg aufgebahrt worden. Offiziere des Deutschen Ritterordens hielten die Ehrenwache. Auf dem freien Platze am Rathause hatten ein Kavallerieregiment, ein Infanteriebataillon und die Wehrverbände Aufstellung genommen. Von allen Kirchtürmen Wiens läuteten die Glocken. Der Platz war von einer riesigen Menschenmenge umsäumt.

Bundespräsident Miklas hob in einer Ansprache die Bedeutung der Persönlichkeit des verstorbenen Bundeskanzlers Dollfuß und seine Verdienste als Oesterreicher und Deutscher hervor. Nach ihm sprach Vizekanzler Fürst Starhemberg, der dem toten Bundeskanzler im Namen der Regierung, der Wehrverbände und der Armee Treue über das Grab hinaus schwur. Dann sprachen der erste Bürgermeister von Wien, Schmitz, und der Landeshauptmann von Niederösterreich, Reiter.

Der außerordentlich lange Trauerzug bewegte sich sodann durch die Straßen Wiens. Der Sarg wurde auf einer Lafette geführt. Dem Sarge folgte die Familie des Bundeskanzlers, der Bundespräsident, das ganze diplomatische Korps mit den Sondervertretern der Großmächte und dem päpstlichen Nuntius Sibilia, dem Sondervertreter Mussolinis, Botschafter Dinartino, dem ungarischen Außenminister Kanya, dem Vertreter des englischen Königs, Selby, dem Vertreter des Völkerbundes Rost van Toningen. Die deutsche Reichsregierung war durch den gegenwärtigen Geschäftsträger Prinz zu Ehrbach vertreten, der an den Beerdigungsfeierlichkeiten an der Spitze sämtlicher deutscher Gesandtschaftsmitglieder teilnahm. Im Trauerzuge folgte hinter dem Bundespräsidenten die gesamte Bundesregierung. Vor dem Sarge schritt Kardinal Erzbischof Innitzer mit der hohen Geistlichkeit Oesterreichs. Den Schluß bildeten die Abteilungen des Bundesheeres.

Im Stefansdom erfolgte die Einsegnung der Leiche durch den Kardinal Innitzer. Der Zug bewegte sich sodann nach dem Friedhofe in Hietzing. Die endgültige Beerdigung wird in den nächsten Tagen in dem Heimatsdorfe des Kanzlers erfolgen.

In den Straßen, durch die sich der Trauerzug bewegte, und an denen vielfach Kerzen in den schwarzumflorten Fenstern brannten, bildeten unübersehbare Menschenmassen Spalier. Die Geschäfte hatten geschlossen. Der Zugverkehr auf den Bundesbahnen wurde zum Zeichen der Trauer um 14.30 Uhr auf 2 Minuten unterbrochen.

Auch die gesamte Wiener Presse stand heute unter dem Zeichen der Begräbnisfeierlichkeiten für den ermordeten Bundeskanzler Dr. Dollfuß. Die Presse brachte spaltenlange Nachrufe, in denen die Trauer um den Tod des Bundeskanzlers zum Ausdruck kam.

Die Blätter veröffentlichten die Listen der Beileidskundgebungen, die von fast sämtlichen Oberhäuptern der europäischen Mächte eingetroffen sind.

Neue Regierung in Oesterreich

Dr. von Schuschnigg zum Bundeskanzler ernannt.

Wien, 30. Juli. (PAT.) Um 2 Uhr nachts ist folgende amtliche Mitteilung bekannt gegeben worden:

Bundespräsident Miklas ernannte heute den bisherigen Kultusminister Dr. v. Schuschnigg zum Bundeskanzler und bestätigte die Liste des neuen Kabinetts, die ihm der neue Bundeskanzler vorgelegt hatte.

Dem neuen Kabinett gehören an:

Dr. von Schuschnigg — Bundeskanzler, sowie Minister für Landesverteidigung, Kultur und Justiz,

Fürst Starhemberg — Vizekanzler, dem gleichzeitig die öffentliche Sicherheit untersteht,

Berger — Außenminister,

Fey — Innenminister,

Buresch — Finanzminister,

Stockinger — Handelsminister,

Stürmer — Sozialminister.

Der Bundeskanzler hat zu seinem Stellvertreter im Ministerium für Landesverteidigung den bisherigen Staatssekretär General Wilhelm Zehner ernannt. Dem Vizekanzler wird für das Ressort der öffentlichen Sicherheit ein besonderer Staatssekretär zur Seite gestellt, dessen Ernennung noch erfolgt. Zum Staatssekretär für sozialpolitische Fragen im Sozialministerium wird noch eine besondere Ernennung aus Arbeiterkreisen erfolgen.

Papen nach Wien entsandt

Reichskanzler Adolf Hitler hat an Vizekanzler von Papen nachstehendes Schreiben gerichtet:

Sehr verehrter Herr von Papen!

In Verfolg der Ereignisse in Wien habe ich mich gezwungen gesehen, dem Herrn Reichspräsidenten die Enthebung des deutschen Gesandten in Wien, Dr. Rieth, von seinem Posten vorzuschlagen, weil er auf Aufforderung österreichischer Bundesminister bzw. der österreichischen Aufständischen sich bereitfinden ließ, einer zwischen diesen beiden getroffenen Abmachung bezüglich freien Geleites und Abzug der Aufständischen nach Deutschland ohne Rückfrage bei der deutschen Reichsregierung seine Zustimmung zu geben. Der Gesandte hat damit ohne jeden Grund das Deutsche Reich in eine interne österreichische Angelegenheit hineingezogen.

Das Attentat gegen den österreichischen Bundeskanzler, das von der deutschen Reichsregierung auf das schärfste verurteilt und bedauert wird, hat die an sich schon labile politische Lage Europas ohne unsere Schuld noch weiter verschärft. Es ist daher mein Wunsch, wenn möglich zu einer Entspannung der Gesamtlage beizutragen und insbesondere das seit langem getrübte Verhältnis zu dem deutsch-österreichischen Staat wieder in normale und freundschaftliche Bahnen geleitet zu sehen.

Aus diesem Grunde richte ich die Bitte an Sie, sehr verehrter Herr von Papen, sich dieser wichtigen Aufgabe zu unterziehen, gerade weil Sie seit unserer Zusammenarbeit im Kabinett mein vollstes und uneingeschränktes Vertrauen besaßen und besitzen.

Ich habe daher dem Herrn Reichspräsidenten vorgeschlagen, daß Sie unter Ausscheiden aus dem Reichskabinett und Entbindung von dem Amt als Saarkommissar für eine befristete Zeit in Sondermission auf den Posten des deutschen Gesandten in Wien berufen werden. In dieser Stellung werden Sie mir unmittelbar unterstehen.

Indem ich Ihnen auch heute noch einmal danke für alles, was Sie einst für die Zusammenführung der Regierung der nationalen Erhebung und seitdem gemeinsam mit uns für Deutschland getan haben, bin ich Ihr sehr ergebener

gez. Adolf Hitler.

Vizekanzler Fürst Starhemberg gegen den Anschluß

Der österreichische Vizekanzler Starhemberg, der augenblicklich den Geschäften der Oesterreichischen Regierung vorsteht, hielt am Freitag abend im Rundfunk eine Rede, die erkennen läßt, daß der alte Kurs in Oesterreich fortgesetzt werden soll. Fürst Starhemberg führte in dieser Rede, der deswegen erhebliche politische Bedeutung zukommt, weil sie einen ungefähren Anhalt über die Absichten der Regierung vermittelt, u. a. aus:

„Wir waren niemals schuld an dem sogenannten Konflikt mit dem Deutschen Reich. Die Regierung hat stets das Ihre dazu beigetragen, um die geschichtliche Verbundenheit mit dem Deutschen Reich fester zu gestalten. Aber wir erklären ausdrücklich, daß wir es der Ehre Oesterreichs, dem Andenken des toten Kanzlers schuldig sind, alles daran zu setzen, um für alle Zukunft die Freiheit und Unabhängigkeit Oesterreichs zu sichern.

Wir sind fest entschlossen, keinen Finger breit von dem Weg abzugehen, den Dollfuß uns geführt hat. Wir wissen, was sein Programm war, und wir wollen genau dasselbe. Wir wissen, daß wir die Freiheit und Unabhängigkeit Oesterreichs niemals durch Kompromisse erhalten und daß wir in kritischen Zeiten nicht weich werden dürfen, daß wir auf Versprechungen und Phrasen nicht hereinfallen dürfen, sondern die Zukunft nur dann in unserem Sinne gestalten werden, wenn wir hart bleiben und in stolzem Selbstbewußtsein uns unserer Kraft bewußt werden, und bewußt werden, daß wir imstande sind, das durchzusetzen, was wir wollen, ohne auf Kompromisse einzugehen.

Um deutsch zu sein und unsere deutsche Sendung in der Welt zu erfüllen und unserem Deutschtum zu dienen, dazu brauchen wir in Oesterreich keinen Nationalsozialismus. Daher erkläre ich im eigenen Namen und im Namen der Bundesregierung, daß wir niemals das geringste Zugeständnis machen werden, das unsere Freiheit, unsere Ehre und Würde beeinträchtigen könnte. Wir wollen abwarten, was in der Zukunft geschieht; wir wollen abwarten, ob in

der Zukunft auf gewisse Erklärungen auch Taten folgen werden.

Selbstverständlich wollen wir alles dazu beitragen, was an uns liegt, um mit allen Nachbarn gut auszukommen. Selbstverständlich sind wir bereit, auch Dinge, die sich in der Vergangenheit ereignet haben, zu vergessen, wenn wir die sichere Gewähr haben, daß wir in der Zukunft in unserer Entwicklung in keiner Weise gestört werden. Selbstverständlich aber sind wir der Auffassung, daß die Unabhängigkeit und Freiheit Oesterreichs bis ins Letzte gewahrt sein muß, daß wir jegliche Einmischung in unsere inneren Verhältnisse und jegliche Einmischung in die Art und Weise, wie wir unser innerpolitisches Schicksal gestalten, auf das energischste zurückweisen werden.

Und dann zum Schluß rufe ich euch nochmals zu, euch Oesterreichern, glaubt an eure Zukunft, seid stolz auf eure Leistungen und kämpft weiter für Oesterreichs Freiheit und Zukunft, kämpft weiter unter dem Schlachtruf: Oesterreich über alles, weil Dollfuß dafür gestorben ist."

Arbeitsdienst bei den Deutschen Rumäniens

V. D. O. In 800jähriger Vergangenheit haben sich die Siebenbürger Sachsen ihr Deutschtum treu bewahrt und die Jahrhunderte hindurch die Beziehungen mit dem deutschen Mutterlande aufrechterhalten.

Jede gewaltige Erschütterung deutschen Geistes schlug ihre Welle bis zu ihnen, und heute ist es die siebenbürgisch-sächsische Jugend, die die Notwendigkeit einer völkischen Erneuerung erkannt hat und danach handelt. Aus dieser siebenbürgisch - sächsischen Erneuerungsbewegung heraus wurde der Gedanke des völkischen Arbeitsdienstes geboren. In zwei Jahren ergaben sich sehr erfreuliche Fortschritte, die über die engere sächsisch-siebenbürgische Volksgemeinschaft hinausgreifen.

Das erste Arbeitslager entstand im Jahre 1931 in Meschendorf bei Schäßburg: ein erster Versuch des Südostdeutschen Wandervogels, neben geistiger Schulungsarbeit zugleich zum Wohle der Volksgemeinschaft praktische Arbeit zu leisten. Der ausgezeichnete Erfolg dieses Arbeitslagers spornte zu weiterem Ausbau des Arbeitsdienstes an.

Durch zielbewußte Arbeit gelang es, alle siebenbürgisch-deutschen Jugendorganisationen in dem „Allgemeinen Siebenbürgisch-Deutschen Jugendbund" zusammenzufassen und unter die Führung des Kronstädter Pfarrers Wilhelm Staedel zu stellen. So war der erste wichtige Schritt getan: der Arbeitsdienst wurde zu einer Sache der gesamten siebenbürgisch-sächsischen Jugend gemacht.

Das Jahr 1932 brachte sechs Arbeitslager und den Beweis ihres hohen volkserzieherischen Wertes. Die Erkenntnis drang durch, daß die Arbeitslager in den Dienst der gesamten deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien gestellt werden müßten. Deshalb wurde die Lagerführer-Schulung, die Ostern 1933 in Schäßburg stattfand, neben den Siebenbürger Sachsen auch auf die deutschen Volksgenossen aus dem Banat, Beßarabien und dem Buchenlande ausgedehnt. Der Arbeitsdienst greift im selben Jahr auf fast alle deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens über.

Neben der Zusammenarbeit in bezug auf die Gestaltung der Arbeitslager wurde auch der Austausch der Lagerteilnehmer aus den verschiedenen Siedlungsgebieten ins Auge gefaßt, um sich gegenseitig kennenzulernen und die Einheit aller Deutschen Rumäniens zum Erlebnis zu gestalten. So fanden sich im Lager von Neu-Beschenowa im Banat neben den Banatern auch Siebenbürger und Beßarabier ein, je durch die Teilnahme von Oesterreichern und Reichsdeutschen erhielt die deutsche Volksgemeinschaft einen über die rumänischen Staatsgrenzen hinausgehenden Ausdruck.

Um die Zusammenarbeit und den Austausch von Arbeitsdienstwilligen zu fördern und um den Arbeitsdienst weiter planmäßig auszubauen, wurden in den einzelnen Siedlungsgebieten Gauämter für den Arbeitsdienst eingerichtet, die dem Landesamt für Arbeitsdienst unterstellt sind. Das Landesamt hat seinen Sitz in Kronstadt und wird von Dr. Alfred Bonfert geleitet. Bonfert, ein stiller, zäher, von glühendem Wollen beseelter Mann, ist die eigentliche Seele des deutschen Arbeitsdienstes. Was bisher in Rumänien auf diesem Gebiete geschaffen wurde, ist im wesentlichen sein Werk.

Das Landesamt hat unter dem Titel „Deutsche Jugend am Werk" Berichte aus den Arbeitslagern der deutschen Jugend in Rumänien herausgegeben (Kronstadt 1934, Johann Götts Sohn.) Dieses Buch atmet einen frohen, frischen Geist der Zuversicht und der Tat und gibt über die Arbeitsdienstfrage unserer Volksgenossen in Rumänien erschöpfende Auskunft. Aus dieser Schrift geht auch die genaue zahlenmäßige Entwicklung der deutschen Arbeitslager und ihre Verteilung auf die einzelnen Siedlungsgebiete hervor. Danach wurden abgehalten im Jahre 1931 ein Arbeitslager mit 27 Burschen und sechs Mädchen, 1932 sechs Arbeitslager mit 276 Burschen und 65 Mädchen, 1933 neunzehn Arbeitslager mit 804 Burschen und 227 Mädchen. Die entsprechende Zahl der Arbeitstage betrug 1931 = 162, 1932 = 2392 und 1933 = 10 661. Räumlich waren im Jahre 1933 die Arbeitslager wie folgt verteilt: 2 im Banat, 2 im Buchenland, 1 in der Gegend von Sathmar und 14 in Siebenbürgen. Der siebenbürgische Anteil ist also bei weitem der stärkste.

Das Jahr 1933 brachte auch in der Sache des siebenbürgisch-sächsischen Arbeitsdienstes einen weiteren sehr erfreulichen Fortschritt. Auf dem Sachsentage vom 1. Oktober 1933 wurde die Arbeitsdienstpflicht angenommen — und zwar auf stürmisches Drängen der Jugend selbst: die im Jahre 1915 und später geborenen siebenbürgischen Volksgenossen können nur dann in die völkischen Körperschaften aufgenommen werden, wenn sie in ihrer Jugend Arbeitsdienst geleistet haben.

Wer die Verhältnisse „unten" kennt, weiß, unter welchen großen Schwierigkeiten die bisherigen Fortschritte erzielt wurden, nach wie vielen Richtungen hin die Widerstände überwunden werden mußten — und müssen. Wir wünschen unseren Volksgenossen eine weitere tatkräftige Entwicklung auf dem beschrittenen Wege!

Dritter Bericht der Wanderung

Cochem a. Mosel,
am 26. Juli 1934.

Am 20. Juli um 4½ Uhr nachmittags verließen wir nach 3tägigem Aufenthalt in Lorch die liebliche Herberge. Wir dankten den guten Herbergseltern für den angenehmen Aufenthalt und verabschiedeten uns mit einem Ständchen. Dann ging es in Dreierreihen, die Mädchen voran, unter Gesang und Spiel durch die Stadt, hierauf 3 Kilometer am Rheinufer auf der Asphaltstraße bis Bacharach gegenüber. Ein Motorboot setzte uns in zweimaliger Ueberfahrt an das linke Rheinufer über. — In Bacharach nahmen wir in der D.J.H. auf der Burg Stahleck Quartier. Bacharach ist eine alte Stadt. Das älteste Gebäude, „Altes Haus" genannt, ist 1368 erbaut. Die Stadt ist kleiner als Lorch und zählt unter 2000 Einwohner. Sie liegt in dem engen, etwa 150 Meter tiefen Raume, der ihr zwischen dem Rheinufer mit Anlagen und den zum Teil felsigen Höhen des Schiefergebirges zur Ausbreitung zur Verfügung steht. Sie besteht aus einer Hauptstraße und einer zu dieser parallel laufenden Seitengasse, die durch mehrere Seitengäßchen miteinander verbunden sind. Trotz der Enge macht das Städtchen einen imponierenden, baulich und verkehrsmäßig an eine Großstadt gemahnenden Eindruck. Ueber der Stadt ragt die Burgruine Stahleck 150 Meter empor. Sie stammt aus dem 13. Jahrhundert. Sie wurde im 30jährigen Krieg einmal und 1680 in den Raubkriegen Ludwigs XIV. von den Franzosen ein zweitesmal zerstört. 1925/26 wurde sie aber zur 1000-Jahrfeier der Zugehörigkeit der Rheinprovinz zum Reich zum Teil wiederhergestellt und als Deutsche Jugendherberge eingerichtet. Unterhalb ihr ragt der Rundbau der Werner-Kapelle hervor, die die Franzosen ebenfalls gesprengt hatten und von der nur noch der Unterbau bis zu den gotischen Spitzbogenfenstern dasteht. Stahleck gegenüber ragt auf einem Felsvorsprung (Hitlerhöhe) ein weißes Hakenkreuz von ungewöhnlichem Ausmaß als Wahrzeichen des Dritten Reichs in die Rheinlandschaft. Stahleck gehört zu den großen D. J. H. Geplant ist der Ausbau des übrigen Teiles der Ruine mit dem ehemals 35 Meter hohen Burgturme zur Jugendherberge. Dann wird Stahleck beinahe 1000 Lager haben können. War nun Lorch seiner Lage und seinem versonnenen Charakter nach ein idyllischer Ort am Rhein, so sind Bacharach und Burg und Herberge Stahleck romantisch und heroisch gelegen zu nennen. Wunderbar schön ist das Verweilen und Umherkriechen auf den dicken Burgmauern in luftiger Höhe mit dem weiten Ausblick über den Rheinstrom, das Auf- und Abwärts der Schiffer, die dahinsausenden Züge auf beiden Ufern und die sich in der Ferne verlierenden Weinberge auf den Abhängen, die schräg, aber oft auch steil zum Rhein abfallen, und die anmutigen Städtchen, die sich längs beiden Ufern an die Höhen anschmiegen. Da brach aber am Sonntag, dem 22. Juli, über die ganze Gegend — das Viertälerland — ein großes elementares Unglück herein, das uns an die Hochwasserkatastrophe in unserer Heimat gemahnte. Vormittags waren wir in die reformierte evangelische Kirche zum Gottesdienst gegangen. Nach dem Mittagessen ging die Jugend ins Strandbad baden. Kurz vorher war ein Nürnberger Jugendherberger von 18 Jahren im Rhein ertrunken, weil er trotz Warnungstafel zu weit in den Strom hinausgeschwommen war. Unsere Jugend badet stets unter Aufsicht und verläßt die Markierung nie. Der Sonntag war wieder schwül. Da stieg aber vom Westen ein Gewitter auf. Ehe man sich's versah, brach es mit Ungestüm unter Blitz und Donner los. Alles, was im Wasser war, flüchtete in die Kabinen und in die Gastwirtschaft des Strandbades. Ein Wolkenbruch und ein heftiger Hagelschlag ging über die Gegend nieder, und die hoffnungsvolle Weinernte war binnen 2 Stunden vernichtet. Das von den Höhen herabströmende Wasser hatte Geröll und Schlamm in die Stadt geschwemmt, der stellenweise 1 Meter hoch in den Straßen lag und von der Feuerwehr weggeräumt werden mußte. „Denn die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand" oder wie eine fromme Bacharachin äußerte: „Gott gibt und kann es nehmen . . ."

Auf Burg Stahleck verblieben wir bis Montag, den 23. Juli. Es war so viel Jugend beisammen, daß die Noträume voll besetzt waren, auch fremde Nationen, Engländer, Holländer und Dänen, waren vertreten. Da ging es fröhlich zu, natürlich, ungeziert, bei Spiel, Musik, Tanz und Gesang. Besonders waren die Abende schön, die der Herbergsvater zu einer musikalisch-gesanglichen Unterhaltung geschickt auszugestalten verstand. Auch wir „Galizier" kamen zum Wort.

Am Montag, um 9 Uhr morgens, nahmen wir von Stahleck und Bacharach Abschied und fuhren mit dem Schiff zu unserer nächsten Station, **Boppart**. Wenn das Wetter auch regnerisch war, so war die Rheinfahrt für unsere Jungens und Mädels dennoch ein nie zu vergessendes Erlebnis. An den vielen Burgen und Städtchen vorbei landeten wir um 12 Uhr mittags in Boppart. Zur Jugendherberge hatten wir es nicht weit, sie liegt in der Nähe des Quais an den Stadtanlagen. Die Jugend erhielt nach Einnahme eines zweiten Frühstücks Freizeit zur Besichtigung der Stadt, denn das Mittagessen sollte erst um 6 Uhr fertig werden. Boppard ist eine Perle des Rheins. Es hat die für eine Rheinstadt ansehnliche Einwohnerzahl von 4000, denn es hat eine beträchtliche Ausbreitungsmöglichkeit. Wie viele Ortschaften am Rhein, reicht auch Boppart mit seiner Entstehung in die Römerzeit zurück. Auch hier dasselbe Bild der Ordnung, Reinlichkeit und Großzügigkeit. Wir kamen zur rechten Zeit

an, um das siamesische Königspaar samt Gefolge zu sehen, das auf seiner Autofahrt von Frankfurt a. M. nach Köln in Boppart abstieg und auf der Terrasse des Hotels „Belevue“ dinierte. In der Herberge hatten wir eine zweite, noch angenehmere Ueberraschung: Es war zahlreiche Post aus der Heimat angelangt. Allerdings hatten jene ein saures Gesicht, die leer ausgingen. Aber das Mittagessen um 6 Uhr: Wurst mit gerösteten Kartoffeln und Schnittsalat und Tee heiterte auch diese Gemüter auf; es war eine Lust zu sehen, wie die Jungens und Mädels einhieben. Das schöne Boppart mußten wir programmäßig schon am nächsten Morgen verlassen. Das nächste Ziel war Brodenbach an der Mosel. Und nun sind wir seit dem 24. Juli im herrlichen Moseltal. Die Jugend, ohne Ausnahme, ließ es sich nicht nehmen, den Weg über den Hunsrück, 22 Kilometer, mit dem Rucksack zu marschieren. Ich selbst wurde verurteilt, über Koblenz mit der Eisenbahn dahin zu fahren. Aber fröhlich und rotbackig kam die übrige Führung mit der Jugend eine halbe Stunde nach mir an. Ich hatte unterdessen auf 4 Uhr ein besonderes Essen aus Gemüsesuppe, Ochsenfleisch mit guter Gulaschsauce, gerösteten Kartoffeln und Salat bestellt. Unsere Weiblichkeit half beim Kartoffelschälen eifrig mit. Die Herberge in Brodenbach, im Waldesgrün auf einer unbeschwerlich zu ersteigenden Anhöhe gelegen, ist nobel eingerichtet: Der Boden überall gewichst, Waschräume und Aborte in weißem Kachel gehalten, alles geräumig und sauber. Brodenbach selbst ist ein Dorf von rund 200 Einwohnern. Man darf sich, wie schon oft erwähnt, darunter kein heimatliches Dorf vorstellen, ein Dorf am Rhein ist ein kleiner Ausschnitt einer mittleren Stadt. Auch hier erhielt die Jugend Freizeit zum Spaziergang längs der Mosel und im Orte. Da Poldi Mastner Geburtstag hatte, wurde eine kleine Feier bei einem Glase Moselwein — zum Verkosten! — veranstaltet. Auch in Brodenbach verblieben wir nur einen Tag. Am nächsten Morgen, Mittwoch, dem 25. Juli, brachen wir nach Cochem auf. Zum Marschieren wären es 24 Kilometer gewesen. Gegen den Willen der Jugend beschloß die Führung, mit der Bahn zu fahren, zumal von Moselkern eine Besteigung der Burg Eltz geplant war, der einzigen, die den Mordbrennern Ludwigs XIV. seinerzeit entgangen war. Die Fähre brachte uns ans jenseitige Ufer der Mosel und wir fuhren bis Moselkern. Der Aufstieg zur Eltz im Odenwald war keineswegs beschwerlich und wunderschön. Leider war die zweite Besuchszeit erst um 12 Uhr, wir hätten also 1½ Stunden warten müssen, nun sollten wir aber um 2,30 Uhr weiter fahren, daher begnügten wir uns nur mit der Besichtigung der äußeren Anlage der Burg und kehrten denselben Weg zurück. Unterwegs ein unschuldiges Abenteuer: Traudi zog die Schuhe um und blieb mit Otti zurück, sie wollten sofort nachkommen. Ich schickte die anderen voraus und wartete auf die Nachzügler. Sie kamen lange nicht. Es war nicht ausgeschlossen, daß sie einen anderen Weg eingeschlagen hatten. Ich ging daher bis zur nahen Gastwirtschaft weiter und wollte die Mädels dort erwarten. Vor Aerger und Ungeduld verzehrte ich eine Portion Westfäler-Schinken und ein Glas Wein. Da kam schon von der Gruppe unten die Botschaft, daß Traudi und Otti vor allen angekommen wären. Sie ernteten einen Ausputzer und eine theoretische Verdammung zur Rückerstattung des Zehrgeldes für Schinken und Wein. Und ein zweites kleines Malheur war an diesem Tage vorgekommen: Else hatte in Brodenbach ihre Uhr vergessen . . . o diese Mädels! Unterwegs zur Eltzburg kehrte Walter in ritterlicher Weise nach Brodenbach zurück und brachte die Uhr. Dann fuhren wir nach Cochem weiter. Ueber diesen Ort und die weiteren Stationen bis Trier und zurück nach Coblenz im nächsten Brief. Der Heimat und allen Lieben herzlichen Gruß von uns allen!

Dr. Ludwig Schneider.

Verschiedenes

Deutsche Kriegsgräber im Auslande

Zum 20. Jahrestage des Kriegsausbruchs

Auf Frankreichs und Flanderns blutgetränktem Boden, in den Tälern der Alpen und Karpathen, auf russisch-polnischen Steppen, auf den Schneefeldern Sibiriens, am Rande der Bucht von Kiautschou und an den Küsten des Weltmeers, da tönt es uns entgegen: Das taten wir für Euch! Was tut Ihr für uns? Ruht doch im Auslande ein Stück deutsche Heimat, die es nicht zu verlassen gilt. Jeder Name im fernen Ost und West, Nord und Süd ein Stück Geschichte, für immer mit blutigem Griffel in das Buch der Weltgeschichte eingeschrieben.

Walther Thomas hat in dem Augustheft der „Deutschen Arbeit“ wertvolle Gedanken und Feststellungen über die Art und Gestaltung der deutschen Kriegsgräber im Ausland festgelegt. Wie die alten deutschen Dome für alle Zeiten von deutschem Wesen künden, so sollen auch die Kriegsgräberstätten — als „ein Denkmal dauernder als Erz“ — den deutschen Stammesbrüdern wie auch den Angehörigen fremder Nationen sagen: „Hier ruhen deutsche Soldaten“. Um nur das Grundsätzliche der Bauweise der Heldenfriedhöfe darzulegen, so sollen diese Mahnmale in erster Linie den alten Grundsatz der Deutschen Kriegsgräberfürsorge zeigen: Schlichtheit — Einfachheit — Würde in der Gesamtlage. Es soll weiter als bauliches Gestaltungsmoment die Landschaft einbezogen werden. Man hat ferner den Baum in der Form des Haines, der Allee, der Gruppe in die Stätte verwendet. Als religiöses Motiv tritt das Kreuz auf als Kreuzgruppe, als Hochkreuz, als Grabkreuz entweder im geschlossenen Raum oder in der Natur selbst.

Als Blumenschmuck hat vor allem die Rose, dann aber auf den Kameradschaftsgräbern die blauschimmernde Lavendelpflanze Verwendung gefunden. — Und dies alles nach einem wohlüberlegten Plane, ohne Schablone, ohne Schema, sondern individuell geprägt und immer den Charakter des Soldatischen, des Heroischen betonend.

2 Millionen opferten ihr Leben für Volk und Vaterland, nur 200 000 ruhen in heimatlicher Erde. In Frankreich allein ruhen 947 000 Gefallene, darunter 476 000 in Einzelgräbern, 246 000 in Sammelgräbern und 225 000 Verschollene. Von den 200 größeren Friedhöfen in Frankreich waren bis Ende 1933 67 fertig ausgebaut, 58 sind noch in Arbeit, 75 warten noch auf Ausgestaltung. Spüren wir hier doch am meisten die einschränkenden Bestimmungen des Versailler Vertrages, der die Pflege der Gräber den ehemaligen Feindstaaten auferlegt. Die Liebe aber, die diese Stätten verlangen, ganz besonders aber einen deutschem Empfinden entsprechenden würdigen Ausbau kann nur der Deutsche selbst bringen. Diese große Arbeit leistet seit 1919 der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

In Belgien ist wohl diese Arbeit dank der Amtlichen deutschen Gräberfürsorge in Verbindung mit dem Volksbund am weitesten fortgeschritten.

Besonders groß ist die in Polen und Galizien zu leistende Arbeit; hier ruhen 312 000 Gefallene auf etwa 6 000 Gräberstätten.

In den östlichen Randstaaten, Litauen, Estland, Lettland und Finnland sind die Gräberstätten ausgebaut.

Sehr wenig kann gegenwärtig für die 17 000 Gräber auf sowjetrussischem Gebiet getan werden, hier muß man sich zunächst damit begnügen, das Bestehende zu erhalten.

Bedeutend günstiger liegt die Frage des Ausbaues der Soldatengräber in der Tschechoslowakei, Ungarn, Oesterreich, Italien, Rumänien und Jugoslawien, wo Vereinbarungen mit den Regierungen der betreffenden Länder getroffen worden sind. So geht in Jugoslawien die Totenburg Bitolj (früher Monastir) — hoch oben auf einer Bergkuppe gelegen, umgeben von einer mächtigen Mauer, in deren schützenden Ring die Gebeine von 3 000 deutscher Gefallenen ruhen, ihrer Vollendung entgegen.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß die Deutschen im Auslande an diesem Werk der Pietät

Der Bauer

Von Jakob Kneip.

Hinterm Pflug im gleichen Schritt,
Hoch am Himmel schreitest du
Von Jahrhundert zu Jahrhundert.
Und der dunkle Zug der Ahnen
Schreitet in der Furche mit:
Von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Alle Erd- und Himmelsgeister
Fühlst du deinem Geist verwandt,
Aller Geister Gott und Meister
Spendet Wachstum deinem Land.
Unter Sonne, Mond und Stern
Schreitest du durch diese Zeit,
Beugst das Haupt nur einem Herrn:
Gott, dem Herrn der Ewigkeit.

Mahd um die Liebe

Von Waldemar Güls.

Ueber dem Dorfe schwebte der sommerliche Sonntagsfriede. Kein Laut störte die Stille des Nachmittags.

Die Bauern schritten durch die gelben, reifen Korn- und Weizenfelder, aus denen blutroter Mohn leuchtete.

Morgen sollte die Ernte beginnen . . .

Nur der Erlenhofbauer war zu Hause geblieben. In der dämmerigen Stube — die Fensterläden waren geschlossen, damit nicht die grelle Sonne die glühende Augusthitze in das Haus schien — saß er und ihm gegenüber Jürgen Hennings.

Jürgen Hennings, der Sohn eines Kleinbauern des Dorfes, und Hanne, des Erlenhofbauern einziges Kind, waren sich seit Jahren in Liebe einander zugetan. Und länger ertrugen sie nicht mehr das Versteckspiel ihrer Liebe vor dem Erlenhofbauer. Im Herbst wollten sie heiraten.

Der Erlenhofbauer war dagegen. Die Erbin des größten Bauernsitzes im Dorfe sollte er einem jungen Manne geben, der noch nicht so viel Land sein eigen nannte, um seine Familie recht und schlecht zu ernähren? Nimmermehr.

„Mein letztes Wort, Jürgen Hennings. Ich kann dir meine Hanne nicht geben. Was nützt mir dein Fleiß, was deine Unbescholtenheit? In den Dörfern ringsum würde meine Verwandtschaft sagen, wenn ich dich zum Schwiegersohn nähme, was ist mit dem Erlenhofbauer, warum verschenkt er seine Hanne an einen Knecht?“

Jürgen Hennings wurde rot vor Scham und Zorn. „Warum verspottet Ihr mich, weil ich auf einem anderen Hofe Knecht bin? Soll ich denn zu Hause meinem Vater das bißchen Brot wegessen? Ist es nicht besser, ich verdiene mir mein Brot selber. Und wißt, von dem kargen Lohn habe ich mir soviel gespart, daß ich schon zwei Morgen Land als eigen kaufen konnte. Ich werde arbeiten auf dem Erlenhof, wie nie einer seiner Bauern vor mir.“

Der Erlenhofbauer winkte mit der Hand. „Schlag dir das alles aus dem Kopf, Hennings, Herr und Knecht können nicht zusammen kommen.“

Jürgen Hennings sprang erregt auf. „Und das wagt Ihr zu sagen, Erlenhofbauer? Vor 300 Jahren soll auch einer hier gestanden und um die Hand einer Erlenhoftochter angehalten haben. Und dieser war ein Knecht wie ich, und man gab ihm die Tochter, so erzählt eine alte Geschichte.“

Da mußte der Erlenhofbauer lachen. „Ja, Hennings, mit diesem Knecht kannst du dich nicht messen. Er soll das Vorbild eines Bauern gewesen sein und als Beweis seiner Tüchtigkeit in einem Tage den Acker im Unkengrund, der damals Roggen trug, abgemäht haben. Du kennst diesen Acker. Es haben drei Männer einen Tag daran fleißig zu schaffen, wenn sie

und der Kultur regsten Anteil nehmen. So leisten weite Kreise der deutschstämmigen Bevölkerung in Siebenbürgen hingebungsvolle Arbeit, Siebenbürger Sachsenkinder pflegen die Grabstätten. Es ist eine bekannte Tatsache, daß schon lange die Auslanddeutschen die Feier des Volkstrauertages, der nunmehr zum Heldengedächtnistag erhoben worden ist, würdevoll begingen. Mit diesem Tage schlingt sich ein gemeinsames Band um unser Volk auf dem weiten Erdenrund. Es ist eine gewaltige Aufgabe, die die deutsche Kriegsgräberfürsorge im Auslande zu leisten hat, — deutsch in ihrem seelischen Gehalt, deutsch in ihrer künstlerischen Gestalt — dabei dem kulturellen Charakter der fremden Nation Rechnung tragend, mit dem endgültigen Ziel: Heimat in fremder Erde.

„Schlicht und einfach wie die Seele des Soldaten —
Riesig und ehrenvoll wie die Größe des Opfers —
Dauernd und unvergänglich wie das Andenken.“

Das Ende der deutschen Himalaja-Expedition

Der Tod des Führers und seiner Mitarbeiter

Nach Tagen der Ungewißheit hat es sich nunmehr bestätigt, daß der Führer der deutschen Himalaja-Expedition Willy Merkl, sein Stellvertreter Dr. Willy Welzenbach und der wissenschaftliche Mitarbeiter Ulrich Wieland den Bergtod gestorben sind. Nachdem erst vor wenigen Wochen Reichsbahnrat Drexel den Strapazen des Aufstiegs erlegen war, hat nun die deutsche Expedition den Tod von vier Teilnehmern zu beklagen. Und nicht nur das. Sie ist auch ihres Führers und seines Stellvertreters beraubt worden.

Damit hat die deutsche Himalaja-Expedition ihr vorzeitiges Ende gefunden, denn die Zahl der noch lebenden deutschen Teilnehmer reicht nicht aus, das Werk zu Ende zu führen. Der Angriff auf den Nanga-Parbat, der mit seinen 8114 Metern zu den dreizehn Achttausendern der Erde gehört, die noch keines Bergsteigers Fuß bezwungen hat, ist mißglückt.

Abermals hat der „Berg des Schreckens“, wie er in der Sprache der Eingeborenen heißt, den Sieg davongetragen.

Das tragische Ende der deutschen Expedition ist ein schwerer Schlag für den deutschen Alpinismus. Die vier Verstorbenen gehörten zu den ersten ihres Faches. Vor allem war der Führer der Expedition, Willy Merkl, einer der erfahrensten Bergsteiger Deutschlands. In den Alpen hatte er sich geschult, später den Kaukasus durchquert, vor zwei Jahren hatte er versucht, den Nanga-Parbat zu bezwingen. Der Versuch mißglückte zwar, aber er gab ihm Gelegenheit, die neue Expedition aufs sorgfältigste vorzubereiten. Sie wurde mit Unterstützung der Deutschen Reichsbank und der Eisenbahnersportverbände aufs beste ausgerüstet. Die zuverlässigsten Träger wurden angeworben. Soweit es in menschlicher Macht gelegen war, wurden alle Vorbereitungen aufs sorgfältigste getroffen und alle Möglichkeiten berechnet.

Aus diesem Grund nahm Merkl die besten Alpinisten mit, deren er habhaft werden konnte. Dr. Willy Welzenbach, der im Jahre 1925 die Nordwand des Dent d'Herenes durchstiegen hatte, war eine erste Autorität auf dem Gebiete der Lawinenforschung und Schneebewegung. Ulrich Wieland hatte sich vor acht Jahren dadurch einen Namen gemacht, daß er mitten im Winter das Hauptmassiv des Montblanc auf Schneeschuhen durchquert hatte. Bei ihm kam noch hinzu, daß er an der ersten Himalaja-Expedition Merkls beteiligt gewesen war. Ihm gebührt auch der Ruhm, den 7400 Meter hohen Jonson-Peak erstiegen und damit den zehnten unter den Siebentausendern der Erde bezwungen zu haben. Auch Reichsbahnrat Alfred Drexel, der vor wenigen Wochen einer Lungenentzündung zum Opfer fiel, war ein erfahrener Bergsteiger, der besonders die bayrischen Alpen in- und auswendig kannte.

Als er starb, hatte die Expedition 5100 Meter erreicht. Bis dahin war sie verhältnismäßig vom Glück begünstigt gewesen. Dann aber setzten ihr die Naturgewalten unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Der gefährlichste Feind war der Schneesturm. Unter unendlichen Mühen gelang es dem von den Deutschen Schneider und Aschenbrenner geführten Spitzentrupp bis 7900 Meter emporzuklimmen. Obwohl sie nur noch etwas mehr als 200 Meter bis zum Hauptgipfel hatten, mußten sie wieder umkehren, weil der Schneesturm zum Orkan angewachsen war. Merkl, Welzenbach und Wieland waren mit sieben Trägern bis zu dem 7500 Meter hohen Silbergrat vorgedrungen. Dort sind sie Opfer des Schneeorkans geworden. Gewißheit besteht bislang nur über ihren Tod. Ob der Berg jemals seine Opfer wieder herausgeben wird, erscheint ungewiß. Auch von Mallory und Irvin, die am 8. Juni 1924 auf dem Mount Everest vom Schneesturm verschlungen wurden, hat man nie wieder etwas gesehen.

In den gleichen Tagen, in denen die Deutschen ihr Leben verloren, ist auch der englische Flieger Wilson bei seinem Versuch, allein den Mount Everest zu besteigen, ums Leben gekommen. Fast scheint es wirklich so, wie es der Glaube der Eingeborenen wahr haben will, daß der „Sitz der Götter“, als den sie den Himalaja ansehen, von keines Menschen Fuß entweiht werden soll. Auch die deutsche Expedition hat das gleiche Schicksal erlitten wie ihre Vorgängerin: nur wenige hundert Meter vom Gipfel entfernt mußte sie ihren Versuch aufgeben. Und dennoch! Wir trauern um unsere Volksgenossen, denen es nicht vergönnt gewesen ist, den Gipfel des Nangat-Parbat zu erreichen. Wir trauern um sie, aber wir danken ihnen auch für den Beweis kühnen Eroberewillens. Auch sie gehören nun zu der großen Schar der Vorkämpfer, die bei dem Versuch, den Himalaja zu bezwingen, ihr Leben lassen mußten. Eines Tages werden auch die letzten großen Gipfel des Himalaja erstiegen werden. Mögen dann zu den endgültigen Siegern auch Deutsche gehören.

Ein Handwerker baut seinen Doktor

Berühmte Handwerker und Handwerkersöhne

Dieser Tage promovierte an der Berliner Universität ein gewisser Heinz Lüdtke zum „Dr. phil.“. Mit diesem neuen Inhaber des Doktorhutes hat es eine eigene Bewandtnis: er ist nämlich von Hause aus Handwerker, und zwar Töpfergeselle. Seine Doktorarbeit betraf das Thema: „Der Kachelofen in der deutschen Volkswirtschaft“. Seit vielen Generationen üben die Lüdtkes das Töpferhandwerk aus. Ein Großvater Heinz Lüdtkes war Gründer des Reichsverbandes der Töpfer und Bodensetzer Deutschlands. Es war Tradition in der Familie, das angestammte Handwerk immer wieder vom Vater auf den Sohn zu vererben.

Heinz Lüdtke hatte ursprünglich einen akademischen Beruf ergreifen wollen. Doch wollte auch er mit der Familiensitte nicht brechen. Nach einigen Semestern unterbrach er sein Studium, wurde Töpferlehrling und erlernte sein Handwerk von Grund auf, bis er die Gesellenprüfung mit dem Prädikat „gut“ bestehen konnte. Jetzt erst wandte er sich wieder dem Studium zu, aber nur, um seinen „Doktor zu bauen“. Er war inzwischen für den Handwerkerberuf innerlich gewonnen und beschloß, ihm treu zu bleiben. So ist nun Heinz Lüdtke zugleich Töpfergeselle und Dr. phil. Selbstverständlich ist er nun Mitinhaber des väterlichen Betriebes.

Kein Zweifel, daß unser Töpfer, hätte er eine akademische Karriere eingeschlagen, wie ursprünglich beabsichtigt, auch in dieser Tüchtiges geleistet hätte. Der Handwerkerstand hat zu allen Zeiten dem deutschen Volke Männer geschenkt, die als „Arbeiter der Stirn“ sich unter ihren Berufsgenossen und Kollegen durchaus behauptet haben. Handwerker und Handwerkersöhne sind besonders zahlreich in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen. Vielleicht das berühmteste Beispiel dafür bietet uns die Gestalt Hans Sachsens aus Nürnberg, der bekanntlich „Schuhmacher und Poet dazu“ war. Aus der Zunft der Weber ist ferner im Mittelalter der Ahnherr des berühmten Bankhauses Fugger, des Geldgebers Kaiser Karls V., hervorgegangen. Aus dem gleichen Stande stammte Jürgen Wullenweber, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Bürgermeister zu Lübeck war und die Politik des Hansabundes leitete.

---

mit der Sense mähen. Hennings, glaubst du das auch zu können? Versuch's, dann sollst du die Hanne haben.“

Die blauen Augen des jungen Bauern blickten freudig auf, seine sehnige Gestalt straffte sich. Er kam auf den Erlenhofbauer zu und reichte ihm die Hand. „Das soll Euer Wort sein? Ich wag's. Schlagt zu.“

Da trat Hanne, die klopfenden Herzens vor der Tür dem Gespräch gelauscht hatte, in die Stube und warf sich ihrem Vater an die Brust.

„Vater, das ist unmöglich. Sei nicht ungerecht.“

Der Erlenhofbauer entzog Hennings die Hand. „Hanne, ich bin nicht ungerechter als mein Ahn. Für uns Bauern gelten von Anbeginn der Welt dieselben Gesetze.“

„Hanne, ich wag's. Ich wills beweisen, daß ich deiner und des Erlenhofs würdig bin. Niemand soll sich meiner schämen,“ sagte Hennings. „Erlenhofbauer, mit dem Aufgang der Sonne fang ich morgen an, den Roggen im Unkengrund zu mähen, und wenn die Sonne untergeht, hoffe ich es geschafft zu haben.“ Und er reichte dem Bauern und Hanne die Hand zum Abschied . . .

Am selben Nachmittag noch ging Hanne zu ihrer achtzigjährigen Tante ins Nachbardorf, deren Patenkind sie war. Ihr vertraute sie ihre Herzensnot an.

Hanne, die Achtzigjährige, kannte die Geschichte von dem Knecht, der vor dreihundert Jahren Herr des Erlenhofes geworden war. Und sie wußte Rat; sie wandte dasselbe Mittel der List an, das auch dem Knecht vor dreihundert Jahren geholfen hatte.

Mit dem Leuchten des ersten Sonnenstrahls tat Jürgen Hennings am nächsten Morgen den ersten Sensenschnitt in die Halme.

Der Erlenhofbauer stand dabei und sagte: „Gott walt's“. Dann ging er wieder nach Hause.

Hier angekommen, vermißte er Hanne. „Sie ist fortgegangen zu ihrer Patin,“ sagte die Großmagd dem Erlenhofbauer. „Sie kommt vor Abend nicht wieder.“

Der Erlenhofbauer murmelte etwas von ängstlichem Weibervolk und fuhr dann mit seinem Knecht aufs Feld zur ersten Ernte . . .

In der Mittagszeit schaute er einmal nach, wie weit Jürgen Hennings mit seiner Mahd im Erlengrund war. Da mußte er staunen. Zur Hälfte war der Acker fast gemäht. Nun ja, der heiße Nachmittag würde die Arbeit nicht beschleunigen. Jürgen wird's doch nicht schaffen bis zum Abend, dachte der Erlenhofbauer, als er fortging . . .

Die Sonne berührte mit ihrer rotgoldenen Scheibe bald den waldigen Horizont. Da fielen die letzten Roggenhalme unter dem Sensenschnitt Hennings. Als vom Kirchturm die Abendglocke Feierabend über das Land rief, stand Hennings vor dem Erlenhofbauer, der eben in den Unkengrund gekommen war.

Dem Erlenhofbauer war es unfaßlich, daß Hennings diese Arbeit in einem Tag geschafft haben konnte. Doch, was er mit eigenen Augen sah, mußte er glauben . . .

Er sagte Ja zu seiner Tochter Willen, den Jürgen zu heiraten.

Im Herbst war die Hochzeit . . .

Als im Jahr darauf wieder der Roggen gelb und reif in den Ehren stand, wurde der Erlenhofbauer Großvater. Er bückte sich über die Wiege, um den Enkel zu sehen. Da flüsterte ihm die achzigjährige Hanne, die Patin der jungen Mutter, zu: „Damit du's weißt, jetzt darfst du's wissen: Hanne und Jürgen haben es mit der Mahd im Erlengrund gemacht wie vor dreihundert Jahren die andern auch; sie hat ihrem Liebsten geholfen. Das ist das Wunder der Liebe.“

Und die beiden Hannen lachten.

Da lachte auch der Erlenhofbauer und strich zärtlich dem Enkel die rosigen Händchen.

Aus neuerer Zeit ist bekannt der Philosoph Johann Gottlieb Fichte, 1762 in der Oberlausitz als Sohn eines Bandwirkers geboren. Sein Meisterwerk waren die „Reden an die deutsche Nation“, die aus der Geschichte des deutschen Befreiungskampfes des 19. Jahrhunderts nicht fortzudenken sind. Martin Opitz, der Dichter des zum Volkslied gewordenen „Ein getreues Herz zu wissen . . .“ hatte einen Fleischermeister in Bunzlau zum Vater. Wieder im 19. Jahrhundert stoßen wir auf Schriftsteller, wie Adalbert Stifter, Robert Hamerling und andere, sämtlich Handwerkerfamilien entstammend. Ein Kuriosum: Auch Karl May, der leidenschaftlich gelesene Abenteuererzähler unserer Jugend, ist Handwerkerssohn. Ursprünglich Lehrer und durch eine unglückliche Verkettung von Umständen aus dem Amte gekommen, widmete er sich der Schriftstellerei. Die Pflege, die das neue Deutschland gerade dem Handwerkerstande angedeihen läßt, ist bei dem Kulturgut, das in diesem Stande steckt, zu verstehen.

Aus Stadt und Land

Hanunin. Am 10. Juni d. Js. fand hier die Hochzeit des Herrn Otto Karl Krämer aus Kiernica b. Brow mit Frl. Elisabeth Tramer aus Hanunin statt. Nach der Trauung in der Josefower Kirche fand im Hause der Eltern der Braut eine Hochzeitsfeier statt, bei welcher Herr Kassierer Heinrich Bauer in einer Ansprache dem Brautpaar Glück wünschte, die Hochzeitsgäste bat, der Waisenkinder in Stanislau nicht zu vergessen. Für diesen Zweck wurden 6,25 zł gesammelt.

Sitauerówka. (Todesfall.) Am 15. Juli starb in unserer Gemeinde der Landwirt Philipp Huber im Alter von 70 Jahren. Der Verstorbene stammte aus Dolina. Vor 44 Jahren kam er nach Sitauerówka und heiratete hier die Witwe Margarete Merk. Mit ihm mußten wir einen Mann zu Grabe tragen, dem unsere Gemeinde viel zu danken hat. In seinen jungen Jahren stand er an der Spitze des evang. Gemeindelebens, er war durch 18 Jahre Presbyter. Ihm ist es wohl zu danken, daß wir heute ein so schmuckes Schulhaus haben. Er war der erste Wirt in unserem Dorfe, gewöhnlich als Musterwirt bezeichnet. Unermüdlich, rastlos tätig war er bis in seine letzten Lebenstage, obwohl er seine Wirtschaft schon vor Jahren seinem Schwiegersohn übergeben hatte. Ein Mann, der noch mit Gebet und Gotteswort an seine Arbeit ging; alle konnten wir wahrnehmen, daß auf dieser seiner Arbeit sichtbarer Gottessegen ruhte. Als schlichter, echter Deutscher, der noch sparsam und genügsam nach Väterart lebte und arbeitete, gelang es ihm, die schwere wirtschaftliche Not zu bannen und seine vielköpfige Familie ohne besondere Entbehrungen zu erhalten. Seine schwere Krankheit, Schlundkrebs, trug er mit demütiger Ergebung in Gottes Willen. Dem Tode sah er gefaßt entgegen, er traf deshalb auf das genaueste alle Vorbereitungen; es schien uns allen, die um ihn waren: „Es schickt sich einer an, seine große Heimfahrt zu machen.“ Nur die eine Sorge konnte der Mann, der mit allen Fasern seines Lebens mit seinem Hofe, mit seinem Boden verwachsen war, nicht loswerden. „Was geschieht mit meinem Boden, was geschieht mit meinen vielen Enkelkindern, wenn ich einmal nicht bin“, diese Sorge hat er mit hinüber in das Jenseits genommen.

Unser hochwürdiger Herr Pfarrer Lic. Weidauer, der auf besonderen Wunsch des Verstorbenen kam, spendete der hinterbliebenen, alten Witwe, den Kindern, den zahlreichen Enkelkindern und den Brüdern reichen Trost. Gott aber möge dem uns so teuren Manne, der sich hier auf Erden zum Wohle seiner Familie und unserer Gemeinde nie Ruhe gönnte, seinen himmlischen ewigen Frieden schenken.

Stanin. (Todesfall.) Wieder hat der unerbittliche Tod eine Lücke in die Reihe unserer Gemeinde gerissen und ein teures Glied derselben, den allseits geschätzten Herrn Anton Knecht am 8. Juli aus unserer Mitte hinweggeführt. Einem arbeitsreichen und gesegneten Leben hat der Tod im 67. Jahre ein Ziel gesetzt. Der Verstorbene war Schmiedemeister, der ein Beispiel gab, was deutscher Fleiß und Sparsamkeit erreichen können. Seinen zwei Söhnen hinterließ er schöne Wirtschaften mit neuen Gebäuden. Von seinen drei Töchtern hat er die eine in Stanin, die zweite nach Weinbergen und die dritte nach Einsiedel wohl verheiratet. Der Verstorbene war seiner Familie ein lieber und guter Vater und unserer Gemeinde ein treuer Führer. Gerade in den schwersten Nachkriegszeiten waren ihm als Kurator der Gemeinde schwere Aufgaben gestellt. Unsere Schule war, vom Schwamm zerfressen, der Baufälligkeit nahe. Nur der aufopfernden Liebe zur Gemeinde und der energischen Führung des Verstorbenen ist es zu verdanken, daß unser teures Kleinod, die Schule, in guten Zustand gesetzt wurde. Am 10. Juli wurde die Leiche des Verstorbenen unter allgemeiner Beteiligung unserer Gemeinde, sowie der Nachbargemeinden zu Grabe getragen. Herr Vikar Kohl tröstete die hinterbliebene Witwe, Kinder und Verwandte. Wir aber wollen sein Andenken treu bewahren.

Stryj. Herr Wilhelm Bisanz gestorben. Die Stryjer deutsche evangelische Gemeinde hat den Heimgang eines beliebten und verdienstvollen Mannes zu beklagen. Am Montag, dem 23. Juli d. Js., ist hier ganz plötzlich, völlig unerwartet für die Seinen, Herr Restaurateur, Realitätsbesitzer und Bürger der Stadt Stryj Wilhelm Bisanz am Abend an einem Herzschlag im gesegneten Alter von 63 Jahren gestorben. In dem Verstorbenen verliert die Familie einen zärtlichen Gatten und liebenden Vater, die evangelische Gemeinde aber eins ihrer besten und treuesten Glieder. Herr Wilhelm Bisanz war langjähriges Mitglied des Presbyteriums und der größeren Gemeindevertretung, Kassierer der Gemeinde und unterstützendes Mitglied des Evangelischen Singvereines in Stryj. Seinem deutschen Volke und seinem teuren evangelischen Glauben blieb er bis zum Tode treu. Die Teilnahme an seinem Begräbnis, welches am Mittwoch, dem 25. Juli, um 5 Uhr nachmittags stattfand, war eine ganz außerordentlich große. Nicht nur deutsche Gemeindemitglieder aus Stryj und aus den Nachbargemeinden haben sich im Trauerhause, ul. Lwowska Nr. 45, eingefunden, um dem allseits geachteten und beliebten Manne die letzte Ehre zu erweisen, sondern auch viele Polen und Ukrainer, ja sogar auch Juden. Der evangelische Singverein gab durch Vortrag von drei schönen Trostliedern unter bewährter Leitung des Herrn Schulrat Paul Theodor Butschek seine Teilnahme kund. Im Trauerhause rief Herr cand. theol. Gustav Heuchert den Hinterbliebenen ein herzliches Trostwort zu, und in der Kirche sprach Herr Pfarrer Emil Oskar Ladenberger Worte des Gottvertrauens und der Ermunterung. Dann setzte sich der endlos lange Zug von Freunden und Angehörigen des Entschlafenen zum Friedhof in Bewegung, wo der Sarg in der neuerrichteten Familiengruft beigesetzt wurde. Es sprachen dort noch Herr Vikar Philipp Hoch in deutscher Sprache und Herr Pfarrer Ladenberger mit Rücksicht auf die vielen anwesenden Polen und Ukrainer in polnischer Sprache. Im Namen des Presbyteriums der evangelischen Gemeinde Stryj sprach Herr Schulrat Butschek ein herzliches Dankeswort. — Die Klänge der Trauerglocke sind verklungen, die Blumen der vielen Kränze sind verwelkt, aber das Bild des treuen und charaktervollen Mannes wird frisch und lebendig im Gedächtnis der Seinen und unserer Gemeindemitglieder bleiben. O. D.

Büchertisch

Wie Nonni das Glück fand *)

Ein neues Nonni-Buch erschien eben mit diesem Titel! Die bloße Tatsache bringt schon sehr viele Kinder in Aufregung und weckt Freude bei vielen Erwachsenen. Lassen wir Nonni selber erzählen, wie es zu diesem Buch kam:

„An vielen Orten, wo ich in den letzten Jahren Vorträge gehalten habe, wurde besonders eine Frage immer wieder an mich gerichtet: Man wollte wissen, wie es eigentlich kam, daß ich als kleiner zwölfjähriger Wildfang das schöne Island verließ, um draußen in der Welt meine Studien zu machen, um dort mein Glück zu suchen.

Gerne habe ich diese Bitten erfüllt, und so kam es, daß ich über meine inneren Erlebnisse und darüber, wie Gott mich führte, noch häufiger erzählen mußte, als über alles andere, was in meinen Jugendjahren mit mir geschah.

Sehr oft wurde mir nahegelegt, diese merkwürdigen Begebenheiten nicht nur mündlich zu erzählen, sondern auch schriftlich niederzulegen. Das habe ich hiermit getan. Und nun lade ich alle meine Freunde, die großen und die kleinen, ein, in Gedanken mich zu begleiten und dem, was ich in diesem Buche aufgeschrieben habe, so froh zu begegnen, wie es mir begegnet ist, als es geschah.

Es würde mich freuen, wenn ich auch mit diesem Buche dazu beitragen könnte, andern eine Freude zu machen und sie in ihrem Glauben an das Schöne und Gute in der Welt zu stärken.“

Nonni berichtet von vielerlei Dingen, in denen er das Glück — sein Glück fand, das ihm ein alter Seemann schon bei seinem Auszug aus Island prophezeite. Und Nonni spricht darüber mit einem Humor, wie er nur vielerfahrenen Menschen möglich ist. Erst aus dieser Geschichte erkennt man die Triebkraft seines Wesens voll, und erst hieraus wird das Geheimnis dieses Erzählers klar: das „Geheimnis“ einer kindlich-heiteren und frommen Natur.

Nonni hat viel gesehen in seinem Leben. Er ist geboren auf dem Gute Mödruvellir in Nordisland. Nonnis Urvater war Olaf der Weiße, normannischer König von Dublin. Nonnis Urmutter war die Königin Audr Djupudga — die Tiefsinnige. Sie war eine starke Frau. Nachdem sie alt geworden war, ließ sie heimlich im Walde ein Schiff bauen und siedelte sich — von Irland über Schottland kommend — mit einem großen Gefolge am Breidifjord in Island an.

Nonni schreibt in diesem Buch das Lob der Mutter, der Ahnenreihe, wie nur ein edler und allem Leben herzlich verbundener Mensch es vermag... Zweifellos, der Rückblick, den Nonni im neuen Nonnibuch auf sein Leben richtet, wird der großen Nonnigemeinde ihren nordländischen Erzähler erst recht, mehr noch als bisher ans Herz rücken!

*) Jón Svensson, Wie Nonni das Glück fand. 8° (VIII u. 176 S.) Freiburg im Breisgau 1934, Herder. In Leinen 2.60 M.

Zeitschriften

Mode am Wendepunkt.

„Hella“ zeigt's im neusten Heft (Nr. 17), und viele Vorschläge und Modelle liefern den praktischen Beweis. Für die Filmfreundinnen ein Vorbericht über „Schwarzer Jäger Johanna“ mit Marianne Hoppe, „Pechmarie“ mit Jenny Jugo, „Maskerade“. Dann ein Blick in die Apotheke der Ärmsten im Julius-Hospital in Würzburg. Reizende Vorschläge für Kinderwäsche, Pullovermodelle für erste kühle Tage und neben der reizenden Novelle „Frau Ginas Junge“ der interessante Reichswehrroman „Alles rechts heran“.

Die Rokokodamen von Lechnitz in Siebenbürgen stellt „Hella“ 18 in wundervollen Bildern vor. Für Genießer in modischen Dingen: entzückende Kleinigkeiten (Schleiernetz, Kelchkragen und Rollenkragen) — und in Küchendingen: zwei fabelhafte Salate. Im Modenteil eine Fülle von Modellen aller Art, die „Hella“ wieder alle Ehre machen und viel praktische, selbstzunähende Kinderwäsche. Der fröhliche Puppenwettbewerb verspricht Preise von insgesamt Rm. 800.— und außer dem zeitnahen Reichswehrroman „Alles rechts heran“ eine Novelle ohne happy end „Die Geschichte vom Absatz“. (Heftpreis 20 Pfg., durch jede Buchhandlung oder direkt vom Beyer-Verlag, Leipzig, zu beziehen).

Sprachenpflege

Le Traducteur, französisch-deutsches Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt. Wer sich sein bißchen Französisch retten oder dasselbe weiter ausgestalten will, der greife nach dieser textlich, illustrativ und auch technisch vorzüglich ausgestatteten Zeitschrift. Probeheft kostenlos durch den Verlag des Traducteur in La Chaux-de-fonds (Schweiz).

„Das Mädchen im Silberkleide"

Roman von **Maria von Sawersky**

(10. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Die Enkelin meines Klienten führte im Hause Stanięcki ein Aschenbrödeldasein?"

„Stimmt, ohne Uebertreibung. Sie mußte kochen, putzen, scheuern, backen, nähen und die Wäsche in Ordnung halten. Sie lebte nicht besser als eine überbürdete Dienstmagd, nur bekam sie keinen Lohn. Dafür durfte sie an keinem Vergnügen teilnehmen und wurde lieblos behandelt."

Justizrat Klein lachte.

„Liebes Fräulein Bratt, Sie beurteilen die Dinge wohl etwas zu scharf. Ich finde es ganz in der Ordnung, wenn ein junges Mädchen häuslich erzogen wird und sich entsprechend betätigen muß. Ich weiß, dergleichen gilt heute als altmodisch. Jedenfalls hat Fräulein von Falke auf mich den Eindruck einer häuslich geschulten Dame, aber sonst durchaus keinen unterdrückten Eindruck gemacht. Sie ist immer heiter und vergnügt gewesen."

Wäre eine Bombe vor Senta Bratt eingeschlagen, sie hätte nicht verblüffter sein können.

„Sie haben Fräulein von Falke gesehen?" fragte sie atemlos.

„Gewiß. Ein recht fröhliches Mädchen und durchaus nicht die Jammergestalt, die Sie heraufbeschwören."

Senta Bratt klammerte sich vor Ueberraschung an den Tischrand.

Hier stimmte etwas nicht!

„Wann und wo haben Sie das Mädchen gesehen?" fragte sie kurz.

Die Gräfin achtete nicht auf die beiden, sondern kramte die Karten zusammen, und Meersburg half ihr beim Ordnungmachen. Dem alten Rechtsgelehrten entging die Erregung der Malerin nicht. Unter anderen Umständen hätte er wohl kaum über die Verhältnisse seines Klienten gesprochen, aber Fräulein Bratt benahm sich höchst seltsam, und er wollte wissen, was hinter ihrer Erregung steckte.

„Ich habe Fräulein von Falke in Elmshorn gesehen," sagte er. „Ich fuhr im Auftrage des Freiherrn zu Frau Stanięcki. Mein Klient hatte Nachforschungen nach seiner Enkelin angestellt. Er wünschte das Mädchen zu sich zu nehmen. Wir ermittelten Frau Stanięcki in Elmshorn, und ich fuhr dorthin, um von der Frau die Zustimmung zu erwirken. Nach Erledigung einiger Formalitäten wurde die Sache denn auch glatt erledigt."

„Sonderbar!"

„Das kann ich nicht finden. Es ist doch ganz natürlich, daß der Freiherr seine Enkelin um sich zu haben wünscht. Und wenn die junge Dame in Elmshorn Küchendienste verrichtet hat, so können Sie jetzt über ihr Schicksal ganz beruhigt sein. Sie führt ein sorgenfreies Leben auf der Falksburg und nimmt durchaus die Stellung ein, die ihr zukommt."

Senta Bratt starrte den Notar an. Tausend Fragen lagen ihr auf der Zunge, aber sie nahm sich zusammen. Diese Sache wollte in Ruhe erwogen und überdacht sein.

Ernst Meersburg war der halblaut geführten Unterhaltung nur mit einem Ohr gefolgt. Fremde Familienverhältnisse interessierten ihn nicht sonderlich. Nur bei dem Namen Stanięcki horchte er auf.

„Frau Stanięcki, nunmehrige Konsulin Eschental, weilt zur Zeit mit ihrem Gatten Nummer drei in Berlin," sagte er. „Ich habe sie neulich im Alhambra-Hotel gesehen."

„Freiherr von Falke nimmt stets im Bristol Quartier," brummte Klein. „Er wird also kaum mit der Frau zusammentreffen. Es ist verständlich, daß er sie nicht zu sehen wünscht."

„Mir ist die Dame ziemlich unsympathisch," erklärte Meersburg.

„Gott segne Ihren gesunden Instinkt, Durchlaucht," sagte Senta Bratt, die sich langsam von ihrer Verblüffung erholte. „Kommen Sie, Justizrat. Der Gräfin fallen vor Müdigkeit die Augen zu, und wenn wir noch länger hier hocken, werden wir hinausgeworfen."

„Halten Sie mich nicht für ungastlich, meine Lieben, aber ich bin wirklich gräßlich schläfrig," gab die Gräfin zu.

Senta Bratt und Klein stiegen die Treppe empor.

An seiner Wohnungstür kramte der Justizrat nach seinen Schlüsseln, aber die Malerin faßte ihn am Arm.

„Kommen Sie mit mir ins Atelier hinauf, Justizrat. Ich habe mit Ihnen zu reden."

Seltsam beklommen stieg der alte Notar hinter der Malerin ins Ateliergeschoß empor. Es war still in der kleinen Wohnung. Anne und Ursel schliefen bereits. Senta Bratt schob den Justizrat ins Atelier und schaltete die Lichter ein. Dann führte sie ihren späten Besucher vor Annes Porträt.

„Wissen Sie, was das ist, Herr Justizrat?"

Der Notar beäugte das Bild.

„Hm, ein ausgezeichnetes Porträt, meine Liebe. Famose Technik! Aber was soll das alles, Fräulein Bratt?"

„Wen stellt es dar, Justizrat?"

„Natürlich Ihre reizende junge Freundin."

„Mein Lieber," sagte die Malerin trocken, „das ist die einzige und wahre Enkelin Ihres Klienten. Das ist Anne von Falke, Egon von Falkes Tochter."

Der Justizrat fiel auf einen Stuhl und starrte Senta Bratt an

„Ja, setzen Sie sich nur fest hin, verehrter Freund und Rechtsgelehrter," rief die Malerin grimmig. „Ein ungeheuerlicher Betrug ist verübt worden, und Sie sind das Opfer, trotzdem Sie eine Amts- und Justizperson und ein kluger Mann sind. Und nun hören Sie mir einmal eine halbe Stunde zu, ohne mich zu unterbrechen. Ich werde Ihnen über Frau Stanięcki und ihre unsauberen Machenschaften klaren Wein einschenken."

Und Senta Bratt legte los und erzählte.

Je länger sie sprach, um so klarer sah Justizrat Klein.

„So ist die Geschichte in Wirklichkeit," schloß Fräulein Bratt ihren Bericht. „Die Stanięcki hat Ihnen

ein Kuckucksei untergeschoben. Auf der Falksburg sitzt warm und behaglich Vera Staniecki, die Tochter aus der zweiten Ehe. Anne aber ist die wahre Freiin von Falke. Sie mögen es mir glauben oder nicht."

„Ich glaube Ihnen ja jedes Wort," stöhnte der Justizrat. „Himmel, ich bin ein kompletter Esel gewesen! Aber jeder andere wäre ebenfalls auf den Schwindel hereingefallen. Ich fand die Frau und das Mädchen allein im Hause. Das Mädchen wird mir als die Tochter Egons vorgestellt. Alle Papiere sind zur Hand. Jedermann hätte das Mädchen als Fräulein von Falke angesehen. Und doch bin ich ein Narr gewesen."

„Na, na," tröstete die Malerin, „der Schwindel war eben verflixt raffiniert angelegt."

„Das schon, aber ich war doch ein Narr, weil ich Ihre junge Freundin nicht sofort als eine Falke erkannte. Sie hat die Falkeschen Augen und die Stirn. Jetzt weiß ich auch, warum ich mich immer mit der Aehnlichkeit herumgeplagt habe, die das Mädchen mit irgendwem hatte. Ich muß nachdenken, was nun geschehen soll."

Senta Bratt legte dem alten Herrn die Hand auf die Schulter.

„Jetzt wird erst mal schlafen gegangen und über die ganze Geschichte geschwiegen, Justizrat. Wir werden in den nächsten Tagen Kriegsrat halten. Frau Staniecki ist in Berlin, und Ihr Klient kommt auch her."

„Er will sein Testament aufsetzen. Natürlich zugunsten seiner Enkelin."

„Das Vergnügen kann er haben, nur wird es die richtige Enkelin sein. Natürlich wird Vera Staniecki ihren „Großpapa" zu dieser Aktion nach Berlin begleiten. Wir haben die Herrschaften also alle hübsch beisammen und können eine nette kleine Bombe platzen lassen."

„Wobei ich nicht mit Ruhm bedeckt dastehen werde, liebes Fräulein Bratt!"

„Ach was, machen Sie sich doch keine Sorgen! Der Freiherr wird Ihnen einen Orden umhängen, wenn Sie ihm seine richtige Enkelin zuführen. Denn daß er an Fräulein Vera Staniecki viel Freude hat, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen!"

Womit Senta Bratt ins Schwarze getroffen hatte.

11.

Remus von Falke fühlte sich elend und hinfällig.

Vera machte verzweifelte Anstrengungen, ihn aufzuheitern. Es gelang ihr nicht. Wenn sie musizierte, bat Falke sie, das Instrument zu schließen. Wenn sie ihm vorlas, hörte er voller Qual eine halbe Stunde zu. Auch das Schachspiel war eingestellt worden.

Remus war froh, wenn er seiner „Enkelin" nicht gegenübersitzen brauchte. Immer tiefer wurde seine Abneigung gegen das Mädchen.

Vera war oft nahe daran, die Geduld zu verlieren und aus der Rolle zu fallen. Sie beherrschte sich nur mit Mühe. Daß der Freiherr immer mehr dahinschwand, interessierte sie nicht. Mochte der Alte sterben, um so eher würde sie Herrin der Falksburg sein.

Der einzige, der sich Sorgen um den Freiherrn machte, war der treue Diener Kraus. Er wollte Grottkau um Rat fragen. Aber Herr von Grottkau kam jetzt selten auf die Falksburg. Vor der Berliner Reise gab es noch viel zu erledigen. Harry Kronheim sollte zwar als Stellvertreter auf dem Gute bleiben, aber diesem begabten jungen Mann mußte man alles drei- bis viermal „vorkauen", wie sich Grottkau ausdrückte.

Also entwischte Kraus bei der nächstbesten Gelegenheit in die Stadt und schüttete Dr. Ellrich sein Herz aus.

Der Doktor machte daraufhin einen freundschaftlich maskierten Besuch auf der Falksburg. Er erschrak über das Aussehen des Freiherrn und bestand auf einer sofortigen gründlichen Untersuchung, die Remus von Falke ohne Widerspruch über sich ergehen ließ.

Ellrich konstatierte, daß der Patient körperlich gesund war, aber es fehlte der Lebenswille.

„Na, Doktor," sagte der Freiherr, als ihn Kraus wieder angekleidet hatte, „ich sehe es Ihnen an, Sie sind nicht mit mir zufrieden."

„Sie sind organisch gesund," erklärte der Arzt. „Aber — Sie *wollen* nicht gesund sein."

„Das ist eine rätselhafte Diagnose, lieber Ellrich."

„Nein, sie ist ganz klar. Es gibt einen Seelenzustand, den wir Aerzte die Flucht in die Krankheit nennen. Daran leiden Sie, Herr von Falke."

Nachdenklich schaute der Freiherr den Arzt an.

„Vielleicht haben Sie recht, Doktor."

„Ich hatte mir von der Anwesenheit Ihrer Enkelin eine Besserung Ihres Gemütszustandes versprochen."

Ueber Falkes Gesicht senkte es sich wie ein undurchdringlicher Vorhang.

„Sie sind zu viel allein, Baron," fuhr der Arzt fort. „Schaffen Sie sich Zerstreuung, reisen Sie. Machen Sie es wie Grottkau, fahren Sie zum Fest fort."

In diesem Augenblick trat Vera ins Zimmer. Sie hörte die letzten Worte des Doktors.

„Fortfahren!" rief sie mit einem leisen Schrei des Entzückens. „Großpapa, wollen wir verreisen?"

„Der Doktor rät dazu. Würde eine Reise dir Freude machen?"

„Nur wenn sie auch dir Freude macht, Großväterchen!"

Der Freiherr haßte den zärtlichen Ton des Mädchens. Er spürte die Verstellung darin. Reisen! Dann würde er mit seiner Enkelin nicht einsam das Fest begehen müssen. Vor dem Gedanken graute ihm.

„Gut, wir werden reisen," sagte er kurz.

„Fahren Sie irgendwohin nach dem Süden," schlug Ellrich vor, doch Remus von Falke schüttelte den Kopf.

„Ich werde nach der Hauptstadt fahren. Ich habe mit meinem Rechtsanwalt zu reden. Außerdem verspreche ich mir für meine Enkelin von der Hauptstadt mehr Zerstreuung."

Diesmal gab sich Vera keine Mühe, ihr Entzücken zu verbergen. Sie hatte am Morgen einen Brief von ihrer Mutter erhalten und diese glühend um die Berliner Reise beneidet. Sie stürzte auf den Freiherrn zu und umarmte ihn. Falke wehrte das Mädchen ab.

„Fahren Sie, wohin Sie wollen," sagte der Doktor. „Die Hauptsache ist, daß Sie eine Ortsveränderung haben, Herr Baron. Es ist vielleicht am besten, Sie schließen sich Herrn von Grottkau an."

„Das ist nicht möglich. Grottkau verreist schon heute abend, und ich werde erst in einigen Tagen abkömmlich sein."

Damit war Dr. Ellrich entlassen.

Remus von Falke schrieb an den Justizrat und benachrichtigte ihn von seinem Kommen. Dann beauftragte er Kraus, die Reisevorbereitungen zu treffen.

„Wir werden vielleicht zwei bis drei Wochen wegbleiben, Kraus. Du sollst uns begleiten. Richte alles danach ein, Alter. Sag' einmal, wo hast du eigentlich mein kleines Federmesser hingewurstelt. Ich vermisse es schon lange."

Das Federmesser war ein Lieblingsinstrument des Freiherrn, und Kraus machte sich daher sofort auf die Suche. Schließlich zog er auch die Lade eines Tisches auf, die sonst nie benutzt wurde. Er stutzte und wurde blaß.

Der Freiherr hatte den Alten beobachtet.

„Was ist denn, Kraus? Ist das Messer in der Lade?"

„Ja, gnädiger Herr, es ist hier. Und da liegt noch etwas."

„So! Was denn? Tu' doch nicht so geheimnisvoll."

„Der Brief!"

„Was für ein Brief? Laß doch nicht jedes Wort aus dir herausziehen!"

„Der Brief, den die Zofe des gnädigen Fräuleins mir vor einiger Zeit zur Beförderung übergab. Der gnädige Herr erinnert sich doch? Der gnädige Herr hat ihn mir abverlangt. Und als ich wieder ins Zimmer kam, war der gnädige Herr schon eingeschlafen. Ich wußte nun nicht, ob der Brief befördert werden oder liegenbleiben sollte. Ich wollte am nächsten Tage den gnädigen Herrn fragen und legte den Brief einstweilen in die Lade. Und dann habe ich ihn vergessen."

Wieder hielt der Freiherr den Brief Veras in der Hand. Er erinnerte sich sehr wohl an jenem Abend und seinen unsinnigen Wunsch, ihn zu öffnen und zu lesen.

„Du bist ein Schafskopf, Kraus!"

„Jawohl, gnädiger Herr," war die ruhige Antwort.

„Was sollen wir nun mit dem Schreiben machen, Alter?"

„Was der gnädige Herr befehlen."

„Ich werde meine Enkelin nachher fragen, ob das Schreiben noch befördert werden soll," entschied er und schob den Brief in die Innentasche seines Rockes.

Aber diesem Briefe hatte das Schicksal eine besondere Bestimmung vorbehalten. Er sollte erst im entscheidenden Moment zum Vorschein kommen, denn Remus von Falke vergaß ihn abermals. Jedenfalls steckte er noch in der Rocktasche, als der Freiherr drei Tage später in Berlin ankam. In seiner Begleitung befand sich seine Enkelin, deren Zofe Betty und zwei riesige Schrankkoffer, deren Mitnahme Vera für nötig gehalten hatte.

„Es sieht aus, als ob du eine Weltreise machen wolltest, Kind," sagte der Freiherr mißbilligend.

„Ich habe alle die schönen Toiletten mitgenommen, die du mir geschenkt hast, Großväterchen. Dr. Ellrich hat doch gesagt, daß du gesellig leben sollst."

„Hoffentlich hast du nicht zu viel Schmuck eingepackt. Es sind sehr wertvolle Stücke im Familienschmuck, und ich bin auf Reisen immer ängstlich mit den Sachen."

„Ich habe nur einiges mit," log Vera, die alle ihr zur Verfügung stehenden Juwelen mitgenommen hatte.

Zu Veras größtem Aerger stürzte sich der Freiherr nicht sofort mit ihr in den Strudel der großstädtischen Vergnügen. Die Reise hatte ihn überaus angestrengt. Grottkau, der den Freund an der Bahn erwartete, war erschrocken über sein krankes Aussehen.

Der erste Abend in dem großen, eleganten Hotel war für Vera ein Erlebnis. Sie nahm mit dem Freiherrn und Herrn von Grottkau das Abendessen im Speisesaal ein.

Das Mädchen verschlang das Leben um sich herum mit heißen Augen und berührte die Speisen kaum. Freiherr von Falke war überrascht über den beinahe krankhaften Lebenshunger, den das Mädchen ausstrahlte. Seine Enttäuschung über seine Enkelin wurde immer größer. Er fühlte sich am nächsten Tag so elend, daß er im Bett bleiben mußte.

Vera war außer sich.

Nun saß sie hier im Hotel, ebenso gelangweilt und untätig wie auf der Falksburg! Am Vormittag war sie aus gewesen, hatte Läden besehen und Einkäufe gemacht. Auch ins Alhambra-Hotel war sie gegangen, um ihrer Mutter einen überraschenden Besuch zu machen, hatte aber Eschental und seine Gattin nicht angetroffen. Vera war so wütend über diese Enttäuschung, daß sie nicht einmal einen Gruß für ihre Mutter zurückließ.

Dann bummelte sie durch die Straßen, nahm in einem großen Restaurant ein Gabelfrühstück ein, weidete sich an den Blicken der Männer, die ihr folgten und kehrte schließlich in ihr Hotel zurück.

Vielleicht ging es dem Freiherrn besser und man konnte abends ausgehen.

Sie erkundigte sich bei Kraus, aber die Auskunft war betrüblich.

„Der gnädige Herr befindet sich gar nicht wohl, er hat ein Schlafmittel eingenommen."

Verdrossen ging Vera in ihr Zimmer, wo Betty sie mit der überraschenden Mitteilung empfing, daß ein Herr nach ihr gefragt habe.

„Was für ein Herr?" erkundigte sich Vera verblüfft.

„Herr Harry Kronheim," lautete die verschmitzte Antwort. „Er sitzt unten im Musiksalon und wartet auf das gnädige Fräulein."

Vera begab sich in den Musiksalon hinab, der abseits von den anderen Gesellschaftsräumen des Hotels lag und fast nie benutzt wurde.

Sie hatte in der Langeweile der Falksburg mit Harry geflirtet und den Jüngling regelrecht verliebt in sich gemacht. Auf ihren gemeinsamen Ritten hatten sie Küsse getauscht, und heimliche Briefchen waren durch Betty befördert worden. Aber der Junge war doch einfach verrückt, ihr nach Berlin zu folgen! Wenn Grottkau das erfuhr, warf er ihn glatt hinaus, und sie selbst kam in eine unangenehme Situation. Na, dem Jungen wollte sie mal ordentlich den Kopf waschen! In der richtigen Stimmung war sie dazu!

Im Musiksalon tippte Harry den neuesten Tonfilmschlager auf dem verstimmten Instrument. Als Vera eintrat, lief er mit einem Freudenschrei auf sie zu, aber sie wehrte ihren Verehrer ärgerlich ab.

„Sie sind wohl ganz und gar übergeschnappt, Harry," zankte sie. „Was wollen Sie hier? Und woher nehmen Sie den Mut, hier im Hotel aufzutauchen, wo auch Herr von Grottkau wohnt und Sie erwischen kann?"

„Keine Angst, teure Anne! Der Harry ist nicht so dämlich, wie er sich manchmal stellt. Ich habe mich beim Portier erkundigt. Mein hoher Chef ist ausgegangen.

Wahrscheinlich, um sich mit seinem geliebten Sohn zu treffen. Ich bin hergekommen, um Sie zu sehen!"

„Machen Sie schleunigst, daß Sie wieder nach Grottkau zurückfahren."

„Geht nicht. Dort habe ich erzählt, daß mich Herr von Grottkau dringend nach Berlin beordert hat. Und da bin ich. Ich habe es nämlich vor Sehnsucht nach Ihnen nicht ausgehalten, Anne!"

„Mit Ihrer Sehnsucht bringen Sie mich in eine scheußliche Situation, Harry. Ich kann Ihnen hier doch keine heimlichen Stelldicheins geben wie auf der Falksburg!"

„Hören Sie mich an, Anne. Ich liebe Sie!"

„Das haben Sie mir schon tausendmal gesagt, Harry, aber es ist eine aussichtslose Sache. Ein bißchen Flirt auf der langweiligen Falksburg war ja für uns beide sehr erheiternd, aber — —"

„Es gibt kein „Aber"! Ich habe einen Brief von meinem Vater bekommen. Er freut sich, daß ich es so lange auf Grottkau ausgehalten habe. Er scheint sich auch bei Herrn von Grottkau über mich erkundigt zu haben. Offenbar hat dieser in einer vorweihnachtlichen Freudenstimmung meinem alten Herrn über mich einen blendend schönen Bericht gesandt. Na, mit einem Wort, es ist mit Papa wieder alles in Butter. Ich darf nach Hause zurückkommen, man wird mir das übliche Begrüßungskalb schlachten. Meine Mama schwimmt schon in Freudentränen."

„Gratuliere! Aber was habe ich mit all dem zu tun?"

Harry Kronheim sah Vera mit großen Augen an. Er fand sie wunderschön mit ihrem blassen Gesicht, dem Kraushaar und den flackernden, heißen Augen. Er war bis über die Ohren in sie verliebt.

„Welch eine Frage, Anne? Nun können Sie meine Frau werden. Ich bin hergekommen, um bei Ihrem Großvater um Ihre Hand zu bitten."

Vera war starr.

Niemals hatte sie bei ihrem Flirt daran gedacht, daß der junge Mann ernsthafte Absichten haben könnte. Sie überlegte blitzschnell mit dem berechnenden Temperament, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte.

Harry Kronheims Frau! Der Junge entstammte einer schwerreichen Familie, war der einzige Sohn und hatte bei seinem Vater offenbar wieder einen dicken Stein im Brett. Man durfte die Sache nicht von der Hand weisen. Sie galt als Enkelin des Freiherrn, aber sie wurde ein unsicheres Gefühl bei der Geschichte nicht los. Sie kam mit ihrem „Großvater" nicht voran. Irgendwo fühlte sie Widerstand. Wenn der alte Mann sie eines Tages fortschickte? Wenn der ganze Schwindel überhaupt herauskam? Sie schauderte.

Harry Kronheim deutete das Schweigen des Mädchens falsch.

„Natürlich weiß ich, daß ich lange nicht gut genug für Sie bin, Anne. Sie entstammen einer alten Adelsfamilie. Als meine Frau würden Sie nur einfach Anne Kronheim heißen."

Beinahe hätte Vera ihm ins Gesicht gelacht.

„Aber ich bin sehr reich," fuhr Kronheim fort, „und mein Vater wünscht seit langem, daß ich mich verheirate und seßhaft werde. Ich kann Ihnen alles bieten, was Sie wünschen und will Ihnen die Hände unter die Füße legen. Darf ich mit dem Freiherrn sprechen?"

„Gut, ich nehme Ihren Antrag an, Harry," entschied sich Vera. „Mit meinem Großvater können Sie aber vorläufig nicht sprechen. Er ist krank, und ich möchte ihn erst langsam vorbereiten."

„Ach, Anne, Sie wollen mich wirklich heiraten?"

„Ja!" Lachend ließ sich das Mädchen die stürmische Umarmung gefallen. „Und nun müssen Sie nach Grottkau zurückkehren."

„Ich denke nicht daran. Jetzt, wo ich Ihr Jawort habe, trenne ich mich nicht mehr von dir, Anne. Ich bleibe über Weihnachten in Berlin, und wir werden uns köstlich amüsieren!"

Amüsieren!

Das Wort war Musik in Veras Ohren.

„Also gut, Harry, wenn Sie darauf bestehen, bleiben Sie hier. Sehen Sie zu, wie Sie mit Herrn von Grottkau auseinanderkommen."

„Das ist meine kleinste Sorge. Der ist froh, wenn er mich los wird. Können wir uns heute abend treffen, Liebling?"

„Ich weiß es nicht. Wo wohnen Sie eigentlich, Harry?"

„Im Eden-Hotel."

„Bleiben Sie im Hotel. Ich rufe Sie an."

„Sag' du zu mir, Anne," bettelte Kronheim.

„Du — dummer Junge!"

Vera warf Kronheim eine Kußhand zu und schlüpfte hinaus. Betty empfing sie mit der Mitteilung, daß der Freiherr erwacht sei und sie zu sehen wünsche. Vera ging in das Zimmer des Kranken.

„Liebes Kind, ich habe für den heutigen Abend den Justizrat zu mir bestellt. Ich habe geschäftlich mit ihm zu sprechen. Es tut mir leid, daß ich so hinfällig bin und mich nicht um dich kümmern kann."

„Bitte, mache dir keine Sorgen, Großväterchen."

„Ich möchte nicht, daß du allein im Hotel sitzt und dich langweilst. Laß dir Karten für die Oper besorgen. Betty kann dich begleiten."

„Wenn du es wünschst, Großväterchen, aber ich bleibe ebenso gern bei dir."

„Nein, nein, Zerstreuung tut dir not. Vielleicht fühle ich mich morgen besser und kann dich irgendwohin begleiten. Unterhalte dich gut, Kind, und schicke mir Kraus herein."

Vera ging vergnügt trällernd in ihr Zimmer.

„Legen Sie mir mein weißes Abendkleid heraus, Betty. Für heute abend sind Sie beurlaubt und können machen, was Sie wollen. Wenn Kraus, der alte Schnüffler, fragt: Sie gehen mit mir in die Oper. Es wird „Aïda" gegeben. Kapiert?"

„Ich verstehe, gnädiges Fräulein," grinste das Mädchen.

„Und nun geben Sie mir mal das Telephon und machen Sie, daß Sie hinauskommen."

Fünf Minuten später hatte sich Vera mit Harry Kronheim verabredet, aber nicht für die Oper „Aïda".

„Du kannst mich in ein mondänes Restaurant zum Essen führen, Harry. Dann gehen wir vielleicht in ein fesches Kabarett oder in eine Bar, wo ein bißchen was los ist. Ich will tanzen. Weißt du etwas Schickes?"

„Na, ich kenne mich doch in dem Sündenbabel aus, Annelein!"

„Bon, dann tue Geld in deinen Beutel, mein Junge. Auf Wiedersehen!"

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Wochenbeilage zum „Ostdeutschen Volksblatt", herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen.

Nr. 32 | Lemberg, am 12. August (Erntemond) | 1934

An unsere Kreditgenossenschaften!

Die bisherigen Quartalberichte für den Genossenschaftsrat sind neuerdings erweitert worden. Die neuen Instruktionen sind unseren Kreditgenossenschaften durch besondere Rundschreiben zugegangen, denen auch die entsprechenden Formulare beigefügt sind.

Wir erwarten, daß unsere Genossenschaften sich peinlich genau an die Bestimmungen halten werden, um sich selbst Unannehmlichkeiten zu ersparen, und uns nicht zwingen werden, dem Genossenschaftsrat Meldung über Nichtbeachtung der Vorschrift machen zu müssen.

Die Verbandsleitung.

Gerüchte

Gerüchte sind wie eine Hydra. Man schlägt ihr einen Kopf ab, und zehn neue wachsen dafür wieder. Gerüchte lassen sich nicht erfassen, sie sind wie Quallen. Wenn man sie anfaßt, zerreißen sie in nichts. Gerüchte sind wie Gespenster. Sie gehen um, man hört sie schleichen, will man aber auf sie zugehen, verschwinden sie.

Immer sind Gerüchte aus „ganz sicherer Quelle". Die Freundin der Tante hat einen Vetter, der bei einer Dame wohnt, deren Schwiegervater einen Kollegen hat, der die Tatsche miterlebt hat. Nämlich die fluchwürdige Tatsache, daß ein Beamter seiner Behörde heute morgen wegen Devisenschiebung ein stundenlanges Verhör auf der Polizei hatte und nun wahrscheinlich bereits verhaftet sei. In Wahrheit hat dieser ehrenwerte Mann seine Aktentasche morgens verloren und wurde vom Polizeirevier angerufen, daß er hinkommen möge, um seine Tasche, die eben abgegeben worden sei, zu identifizieren.

Am meisten sind den Gerüchten die Personen ausgesetzt, die im öffentlichen Interesse stehen. Keine Erzählung ist dumm genug, um nicht bereitwilligst Glauben zu finden. Kein Laster ist groß genug, um es nicht jemand anzuhängen. Gerüchte sind immer bösartiger Natur. Sie fangen oft bloß mit einem bißchen Uebelwollen an, mit etwas Neid oder Mißtrauen, und sie reden sich zu einer Katastrophe zusammen. Sie erhalten sich mit jahrzehntelanger Hartnäckigkeit.

Von politischen Gerüchten soll gar nicht erst gesprochen werden. Sie können so schlimm werden, daß ein ganzes Volk ins Unglück gestürzt wird. Im übrigen sind Gerüchte nicht mit Witzen zu vergleichen. Witze haben meist etwas Gutmütiges an sich. Sie fallen zwar über kleine und große Schwächen der Menschen her, aber der Witz geht nicht an die Ehre. Was hat sich z. B. Bismarck für Witze gefallen lassen! Er war im „Kladderadatsch" eine stehende Figur mit den drei Haaren auf der Glatze. Es ist ihm nie eingefallen, darüber beleidigt zu sein. Im Gegenteil, er war klug genug, zu wissen, daß der Mann, mit dem sich der Volkswitz dauernd beschäftigt, immerhin eine bedeutende Rolle im Volksleben spielen muß. Mit den Statisten des Lebens beschäftigt sich der Volkswitz nicht.

Gerüchtemacher dagegen nehmen mit allem vorlieb, was ihrer Dummheit oder ihrer schmierigen Gesinnung gerade in den Weg läuft. Bloß wenn sie eines Tages zur Verantwortung gezogen werden sollen, dann haben sie nichts gesagt. Dann können sie sich nicht erinnern, dann wissen sie auch nichts von der sicheren Quelle. Dann sind sie ganz kleine armselige Biederleute, die von allen Menschen nur das Beste glauben.

Bei einem bißchen festen Willen kann ein jeder das seinige dazu tun, um Gerüchten den Weg zu sperren. Ein sehr bestimmtes „Das glaube ich nicht!" würde ein Wall sein, über den Gerüchte nicht hinüberkommen. Aber dieses feste Wort wird leider, leider selten genug ausgesprochen.

Ursachen und Verhütung des Ferkelfressens

Das Auffressen der Nachgeburt durch die Muttersauen betrachtet man fast allgemein als unerwünschte Angewohnheit, als eine Untugend, die durch Ernährungsstörungen (Mangel an Mineralsalzen) veranlaßt wird und die Muttersauen zum Ferkelfressen veranlassen soll. Mangel an Mineralsalzen dürfte allerdings noch recht häufig vorliegen, wo einseitig Kartoffeln und Getreideschrot gegeben und den Schweinen keine Weidegelegenheit, vielleicht nicht mal ein Auslauf geboten und zu naturwidrigem Verhalten der Tiere führt, wozu das Jauchesaufen, Fressen von Kot, Belecken der Wände und anderer Gegenstände, sowie auch anderer Tiere gehört. Vergreift sich aber die Muttersau an den lebenden Jungen, so hat dies von einigen Ausnahmen abgesehen, wohl andere Ursachen, auch ist das Fressen der Nachgeburt wohl kaum als unnatürliche Erscheinung anzusehen.

Es wird nämlich, und zwar vielfach von Fachleuten angenommen, daß die Nachgeburt von der Natur für das Muttertier als erste Nahrung nach dem Abferkeln bestimmt ist, weil die in Freiheit lebenden Tiere nach der Geburt oft tagelang im Versteck liegen bleiben. Nach dieser Ansicht wäre das Auffressen der Nachgeburt bei Hausschweinen demnach nur ein Ueberbleibsel der Gewohnheiten ihrer Vorahnen, also nur ein unbedenklicher Naturtrieb und braucht deshalb durchaus nicht zum Ferkelfressen zu führen. Eine Muttersau wird auch kaum ein gesundes Ferkel auffressen, wohl aber verendete oder kranke Ferkel. Das ist auch verständlich, weil das Schwein ein Alles- und Aasfresser ist und kränkliche Junge auch in der Natur ausgemerzt werden.

Andere Ursachen hat dagegen bei Erstlingssauen (Erstgeburten) das häufig vorkommende Totbeißen der erstgeborenen Ferkel, was auch bei Wildschweinen, die in Einfriedungen gehalten werden, zu beobachten ist. Das Unbehagen und die Schmerzen vor und bei der Geburt machen die Muttersau nervös und wütend. Sie stürzt sich auf alles, was in ihre Nähe kommt, und so werden auch leicht ihre Ferkel ein Opfer ihrer Wut. Die letzten Ferkel sind weniger gefährdet, weil mit dem Fortschreiten des Geburtsaktes das Unbehagen schwindet. Erstlingssauen überwacht man deshalb zweckmäßig und nimmt die Ferkel einzeln, sobald sie geboren sind, über die Buchtabtrennung hinweg und legt sie, bis sich die Muttersau beruhigt hat, in einen mit weicher Streu gefüllten Korb. Nimmt die Muttersau die Ferkel nicht gleich an, dann werden diese nochmals in den Korb gelegt und zweckmäßig auch auf etwaige zu große und scharfe Zähne hin untersucht und diese durch Abkneifen beseitigt. Danach versucht man nochmals mit Ruhe und Geduld die Ferkel zum Säugen anzusetzen. Bereitet das Säugen der Muttersau nicht erneut Schmerzen, bringt es ihr vielmehr Erleichterung, dann wird sie sich auch als sorgsame Mutter zeigen.

Es empfiehlt sich natürlich, daß man Nachgeburt, totgeborene und auch später totgedrückte Ferkel baldigst beseitigt, damit die Sau diese nicht frißt und dadurch möglicherweise der Fleischappetit angeregt wird. Als weitere Vorbeugungsmaßnahme wählt man selbstverständlich nur Sauen mit weiblichem Aussehen und ruhigem Temperament als Zuchtsauen aus; denn je mütterlicher die Sau veranlagt und je weniger nervös sie ist, desto eher kann man auf glatte Abwicklung des Geburtsgeschäftes rechnen. Man achte auch auf möglichst naturgemäße Haltung, decke auch durch Beigabe von Fleisch- und Fischmehl und durch gelegentlichen Austrieb auf Kleeweide den Eiweiß- und Mineralstoffbedarf, dann wird man schließlich auch Erstlingssauen das Geburtsgeschäft allein überlassen können.

Salzlecke

Der Tierkörper braucht zum Aufbau und zur Aufrechterhaltung seiner Leistungsfähigkeit nicht nur die organischen Stoffe wie Eiweiß, Fett und Kohlehydrate, sondern auch Mineralstoffe. Kohlensaurer Kalk, phosphorsaurer Kalk und Kochsalz haben die größte Bedeutung. Diese sind zum Teil bereits im Futter, vor allem in den Kraftfuttermitteln enthalten. Jedoch ist der Gehalt des Futters an Mineralstoffen an sich schon sehr verschieden und unterliegt starken Schwankungen je nach den Böden, auf denen sie wachsen, sowie nach dem Düngungszustand der Böden. Derjenige Mineralbestandteil, von dem der Tierkörper immer mehr nötig hat als gewöhnlich im Futter enthalten ist, ist das Kochsalz. Salz im Futter erhöht nicht nur seine Schmackhaftigkeit, sondern es verhindert, wenn es in vernünftigen Mengen verabreicht wird, auch Verdauungsstörungen, regt den Hunger an, fördert die Absonderung der Verdauungssäfte, vor allem der Salzsäure im Magensaft, und bewirkt glatte, glänzende Haut. Auch der Fleisch- und Fettansatz wird durch Salz gefördert. Ebenso wird die Milchabsonderung günstig beeinflußt. Im Verhältnis braucht das Schaf die salzreichste Kost. Es folgen Rind und Schwein; den im Verhältnis zu seinem Körpergewicht geringsten Salzbedarf hat das Pferd. Man rechnet auf ein Pferd gewöhnlich 10 bis 20 Gramm, auf ein Rind 20 bis 30 Gramm, ein Schaf 4 bis 8 Gramm und ein Schwein 3 bis 6 Gramm täglich. Werden viel Stroh, Schlempe, Schnitzel und Kartoffeln gefüttert, dann verdoppelt man gern die genannten Gaben. Die Salzbeigaben dürfen auch auf der Weide nicht unterlassen werden. Ein Praktiker pflegte die Geilstellen mit Viehsalz zu bestreuen, worauf sie gern und gründlich abgeweidet wurden. Auf gut gepflegten Weiden wird man besondere Salzlecken aufstellen. Es sind dies einfache umrandete Futtertische, die überdacht werden, um das Salz vor Regen zu schützen, und die zweckmäßig auf Kufen gestellt werden, damit sie von einer Koppel auf die andere geschleppt werden können. Unten bringt man zu beiden Seiten Kästen zur Aufnahme von Schlämmkreide an, die zur ausreichenden Kalkversorgung der Weidetiere dient. Das Salz wird am besten in Form von Leckteinen dargeboten, die oft mit nützlichen Bestandteilen versetzt sind. Das früher gebräuchliche Stückensalz hat der Steuerfiskus durch eine unverständliche Versteuerung leider erheblich verteuert.

Börsenbericht

1. Molkereiprodukte u. Eier im Großverkauf: Vom 26. 7. bis 2. 8. 1934: Butter - Block 2.60, Kleinpackg. 2.60, Sahne 0.80, Milch 0.16, Eier 2.70 zł.

2. Getreidepreise pro 100 kg loco Lwów am 31. 7. 1934:

Weizen, Sammelladung	19.00—19.25
Roggen, einheitlich	16.25—16.50
Mahlgerste	16.00—16.25
Hafer v. Gut, regenfrei	16.50—17.00
Hafer Sammelladung	15.00—15.50
Roggenkleie	10.00—10.50
Weizenkleie	10.75—11.00

Verband.

Aus der Praxis • Für die Praxis

Die Champignonzucht

Der Champignon kommt wildwachsend in Wäldern und Wiesen vor. Man züchtet diesen kostbaren Pilz in Kellern, Stallungen und in der wärmeren Jahreszeit sogar in Mistbeeten und im Freien. Die Kulturräume müssen nur der einen Bedingung entsprechen, daß man leicht eine Temperatur von 12 bis 14 Grad Celsius schaffen kann. Deshalb kommen tiefe Kellerräume und Stallungen in erster Linie in Frage, die von der Außentemperatur unabhängig, eventuell mit Zentralheizungsanlagen versehen sind, um täglich, zu jeder Jahreszeit Pilze ernten zu können. Für gute Lüftungsmöglichkeiten muß genügend gesorgt sein.

Bei der Champignonkultur ist zunächst die Beschaffenheit des Dunges von größter Wichtigkeit. Am besten ist kurzer Dung von mit Hafer und Häcksel gefütterten Pferden. Kot und Stroh sollen gut gemischt und hauptsächlich gut von Jauche durchtränkt sein. Bei längerem Lagern unter den Tieren tritt dieser Zustand von selber ein.

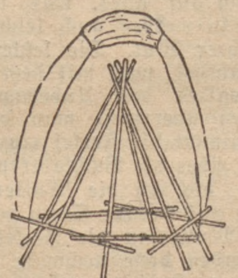
Der Dung wird nun unter bedachtem Schuppen lagenweise aufgesetzt und festgetreten, in Haufen von etwa 1 m Breite und 1 m Höhe. Ist er zu trocken, so wird er mittels Gießkanne möglichst mit Urin angefeuchtet. Nach etwa 70 bis 80 Stunden erwärmt sich die Masse auf 70 bis 80 Grad Celsius, und jetzt ist ein Umsetzen des Haufens erforderlich. Durch Ueberstreuen mit Düngergips nach der Umarbeitung wird das Verflüchten des Ammoniak verhindert. Ist der Dünger zu naß, so bleibt er so lange in Bearbeitung, bis die Feuchtigkeit vergangen ist, oder er wird mittels Gips wieder festgemacht. Ist er zu trocken, so wird er mit Jauche oder Wasser überbraust. In 14—16 Tagen wird der Dünger fertig vorbereitet sein. Er sieht jetzt kaffeebraun aus und muß sich beim Drücken in der Hand speckig anfühlen, auch darf er zwischen den Fingern keine Flüssigkeit mehr ausscheiden. Der Wassergehalt im Dung beträgt dann immerhin noch 55 bis 60%. Durch eine größere Feuchtigkeit würden die Myzelfäden zu faulen beginnen und die Kulturen dem Untergange geweiht sein.

Der fertige Dünger wird nun in den Brutraum gebracht und da zu gewölbten Beeten von 70 bis 75 cm Höhe verarbeitet. Hier wird er ebenfalls lagenweise festgetreten und noch mit einem schweren Brett festgeklopft. Die Beettemperatur steigt auch hier unter Umständen noch bis zu 60 Grad Celsius, nach einigen Tagen aber fällt sie bis zu 30 Grad Celsius. In Größe einer Saatkartoffel wird dann in Entfernung von 20 bis 25 cm der Brutstein eingedrückt. Die etwa 2 bis 3 cm tiefe Oeffnung wird mit Dung wieder verstopft. Nach 12 bis 14 Tagen ist das Myzel schon kräftig entwickelt, und es kann nunmehr gesiebte Gartenerde in Stärke von 1 bis 1½ cm auf den Beeten ausgebreitet werden. Nach etwa 30 bis 40 Tagen erscheinen die ersten Champignons. Diese müssen noch geschlossen geerntet werden, indem man sie abdreht. Die kleinen Löcher, welche dadurch entstehen, sind stets wieder mit Erde zu füllen. Die Temperatur des Kulturraumes schwankt zwischen 14 bis 18 Grad Celsius, doch darf sie niemals über 20 Grad steigen. Luftzug ist streng zu vermeiden und für gleichmäßige Feuchtigkeit zu sorgen. Diese erzielt man nötigenfalls durch feines Ueberbrausen der Erdschicht und der Wege mit Wasser von 10 bis 15 Grad Celsius. Man kann fast täglich ernten, im günstigsten Falle bis zu sechs Monaten hindurch, vorausgesetzt, daß nur prima Dung Verwendung fand. Der Ertrag ist pro Jahr etwa 18 bis 22 Pfund auf 1 Quadratmeter Kulturgrundfläche. Außerdem ist der verbrauchte Dung noch für weitere Pflanzenkulturen gut verwendbar.

Nun gibt es auch in der Champignonkultur eine ganze Reihe von Schädlingen. Von den tierischen Schädlingen nisten sich Ratten, Feld-, Haus- und Spitzmäuse und der Maulwurf ein, ebenfalls wäre noch eine Mücken- und Milbenart zu nennen. Bildet sich ein weißer Ausschlag, die sogenannte Düngerkrankheit, so ist das ein Zeichen dafür, daß der Dünger von schlecht ernährten Pferden stammt. Wird der Dung zu naß und kalt in die Kulturräume eingebracht, so entwickelt sich die Schimmelkrankheit. Die Kulturräume sind vor jeder Neuanlage zu desinfizieren durch Abbrennen von Schwefel und durch einen Kalkanstrich der Wände und Decke. K. Paczkowski-Posen.

Verhütung des Abwehens von Heu bei Trockengerüsten

Allen Bauern und Landwirten, die mit Trockengerüsten arbeiten, ist bekannt, daß Stürme die Trockengerüste oft sehr mitnehmen. Sie rollen das Trockengut schichtweise ab, bis fast nichts mehr auf den Gerüsten hängt. Diesem Uebel kann man durch verschiedene Maßnahmen abhelfen. Ein sehr einfaches Mittel ist das Aufhängen eines alten Faßreifens von etwa 60 bis 80 Zentimeter Durchmesser. Man hängt die Reifen etwas nach der Hauptwindrichtung schräg auf die Spitzen auf. Es ist darauf zu achten, daß die Reifen einmal durchgeschlagen werden und diese unterbrochene, offene Stelle nach unten zeigt, damit das Regenwasser, das an die Reifenflächen schlägt und sich an der tiefsten Stelle sammelt, nicht in das Heu zieht, sondern am Heu ablaufen kann. Eine weitere Verhütungsmaßnahme besteht darin, daß



man einen 3,5 bis 4 Meter langen Draht an den Enden spitz feilt und in die Form einer Haarnadel biegt. Nachdem man den Reuter fertig bepackt hat, stellt man eine Leiter an und steckt die Nadeln von oben in das Heu. Gut bewährt hat sich auch folgendes Verfahren: Man trennt Thomasmehlsäcke an zwei Seiten auf, und zwar eine Längsseite und den Boden, so daß man eine quadratische Decke erhält. An den vier Ecken befestigt man je einen Bindfaden in der Länge des Heubocks. Ist nun ein Heubock fertig bepackt, dann wird die Schutzdecke mit einem Heugabelstiel darübergelegt. Die Bindfäden werden straff gezogen und unten an den Beinen befestigt. Die Bindfäden müssen solange nachgespannt werden, bis sie gespannt bleiben. Auf diese Weise sind die Heuhütten gegen das Abwehen von Heu sicher geschützt. Schließlich sei noch auf ein Verfahren hingewiesen, das sich wegen seiner Einfachheit sehr empfiehlt. Sobald die Heuhütte fertig gepackt ist, wird ein Draht oder eine Schnur über das Heu gelegt, mit dem einen Ende an der Hütte befestigt und am anderen Ende mit einem Stein versehen. Sinkt nun das Heu ein, so hält der Stein die Schnur immer straff und verhütet somit das Abwehen der Spitze. Dieses Verfahren hat den Vorzug, daß man nicht wie bei der Verwendung von Thomasmehlsäcken die Schnüre nachzuspannen braucht.

Stroh als Futtermittel

Die Verwendung von Sommerhalm-Stroh zur Sättigung der Tiere ist dem Bauern und Landwirt nichts Neues. Seit jeher hat man Stroh als Beifutter verwendet, aber daneben hochwertige Futtermittel verfüttert. Infolge der Trockenheit und des geringen Futternachwuchses sowie der unverhältnismäßig hohen Kraftfutterpreise ist die Frage der Strohfütterung in diesem Jahre aktueller als je.

Für das Rindvieh reicht gutes Stroh zwar als Erhaltungsfutter, doch setzt die Erzeugung von Milch, Fett und Fleisch eine Beifütterung höherwertiger Futtermittel voraus. Da diese Beifütterung in diesem Jahre aus wirtschaftseigenen Futtermitteln fast unmöglich ist, da ferner die Preise der Kraftfuttermittel mit den zu erzielenden Viehpreisen nicht im Einklang stehen, gilt es, die Strohfütterung möglichst rationell zu gestalten. Und dies geschieht durch das Häckseln des Futterstrohs. Freilich kann man durch das Zerkleinern der Halme ihren Nährstoffgehalt an sich nicht vergrößern, aber dadurch, daß man dem Tier durch das zerkleinerte Futter die Kauarbeit erspart, werden dem Tierkörper die Nährstoffe erspart, die er zur Kauarbeit verwenden muß. Außerdem nehmen die Tiere das gehäckselte Stroh fast restlos auf, während beim Füttern von Langstroh viel Stroh vergeudet und verwüstet wird.

In neuester Zeit stellt man sogar Futtermehl aus Stroh her und es gibt Kreise, die in dieser Verwertung der Strohfütterung Vorteile sehen. Fachleute — wie Dr. A. Werner-Berlin — sprechen sich jedoch gegen die Verwendung des Strohmehles aus, da die Zerkleinerung von kurzem Häcksel zum Mehl in keiner Weise auch nur den geringsten Vorteil im Futterwert bringt, und dem schwindelhaften Handel mit vermischtem Kraftfutter das Handwerk erleichtert.

Die deutsche Wissenschaft beschäftigt sich mit der Aufschließung der Holzfaser auf chemischem Wege und erst dann, wenn dieses Verfahren bis zur rentablen praktischen Verwendung gediehen sein wird, erst dann wird die Strohfütterung in klein-gehäckseltem Zustande durch eine neue rentablere Futterform verdrängt werden. Futtermehl aus Stroh aber ist trotz der leichteren Vermischungsmöglichkeit jedenfalls nicht der Ersatz der Stroh-Häcksel-Verfütterung. L. L.

Gutes Dungwasser für Blumen

Man gießt in ein Gefäß etwa fünf Liter Wasser auf ein Pfund Hornspäne. Nach drei bis vier Wochen hat man ein wirksames Dungwasser, das für Topfpflanzen besonders geeignet ist.

Was in der Welt geschah

Neun Menschen im Brunnen erstickt

Ein Einwohner der Ortschaft Kahale bei Beirut war in seinen Brunnen hinabgestiegen, um Ausbesserungsarbeiten vorzunehmen. Als er nach geraumer Zeit nicht wieder ans Tageslicht erschien, stiegen nacheinander acht Personen in den Brunnen, um festzustellen, warum die Vorgänger nicht wieder heraufkämen. Alle neun hat man nachher tot auf dem Grunde des Brunnens gefunden. Man nimmt an, daß sie durch giftige Gase erstickt sind.

Höllenmaschine auf einer Pariser U-Bahnstation explodiert

Auf einer Untergrundbahnstation im Montparnaß-Viertel wurde durch die Explosion eines umfangreichen Pakets, das man unter einer Wagenbank gefunden hatte, der Bahnhofsvorsteher getötet und zwei andere Bahnbeamte schwer verletzt. Die Höllenmaschinenanschläge, die sich vor einigen Wochen gehäuft und dann plötzlich nachgelassen hatten, scheinen wieder aufzuleben. Trotz aller Bemühungen ist es nicht gelungen, die Täter der früheren Anschläge ausfindig zu machen. Auch dem Ergebnis der Untersuchung über den heutigen Anschlag sieht man recht skeptisch entgegen. Nach allgemeiner Auffassung hat eine weitverzweigte Anarchistenbande die Hand im Spiel.

Der amerikanische Stratosphärenballon gelandet

New York, 29. Juli. Der amerikanische Stratosphärenballon, der am Samstag früh in Rapid City (Süddakota) zu einem Stratosphärenflug aufgestiegen war, ist am Samstag abend bei einer Farm in der Nähe von Holdrege (Nebraska) gelandet.

Der Ballon fiel in einer Höhe von 235 Metern in sich zusammen, so daß die Insassen genötigt waren, mit ihren Fallschirmen über Bord zu springen. Alle drei Ballonflieger kamen unverletzt auf dem Erdboden an. Der Ballon landete kurz darauf ebenfalls. Die Gondel blieb unbeschädigt und alle Instrumente waren unversehrt.

Der Leiter der Expedition, Major Kepner, erklärte nach der Landung, daß die Ballonhülle in einer Höhe von etwa 2700 Metern Risse bekommen hätte. Einer der Insassen sei dann auf die Hülle geklettert und habe versucht, die Hülle so herzurichten, daß sie als ein riesiger Fallschirm wirken und die Insassen unversehrt hinabtragen sollte.

Haifische in der Themsemündung

An zwei Plätzen der Themsemündung sollen Haifische gesichtet worden sein. Eines der Tiere, dessen Länge auf vier bis fünf Meter geschätzt wird, wurde auf die Ufermauer von Themsehaven gespült, glitt dann aber wieder ins Wasser zurück.

Die Hafenbehörde ist diesen Meldungen gegenüber skeptisch, da noch niemals Haie in der Themsemündung gesehen worden sind. Ob vielleicht das Ungeheuer von Loch Neß einen Ausflug in die Hauptstadt gemacht hat?

Unerhörte Tierquälerei

Eine unerhörte Tierquälerei ist von zwei englischen Studenten an einem Hunde verübt worden. Sie haben das Tier gezwungen, den Aermelkanal von Dover nach Calais zu durchschwimmen. Sie setzten sich in ein Boot und warfen den Hund, der eine Leine um den Hals trug, über Bord. Das Wasser war außerordentlich ruhig, doch auf dem letzten Teil der Strecke konnte der Hund nicht mehr, und die Studenten zogen an der Leine das halbertrunkene Tier durch das Wasser. Am Lande verendete es bald. Beide Studenten wurden festgenommen.

Riesenwaldbrand durch Kurzschluß

Infolge eines Kurzschlusses in der Starkstromleitung entstand in der Umgebung von Pasadena in Kalifornien ein Waldbrand, der sich mit großer Geschwindigkeit ausdehnte und bereits 3000 Morgen Wald erfaßt hat. An den Löscharbeiten sind Tausende von Freiwilligen beschäftigt. 34 Personen haben Brandwunden erlitten, die zum Teil schwerer Natur sind. Starker Wind und die Hitze erschweren die Löscharbeiten außerordentlich. Das Feuer wird in der Richtung auf den Kurort Mount Lowe weitergetrieben. Der Ort ist geräumt worden.

Großes Fischsterben im Main

Nachdem der Verband der Berufsfischer im Juni von der großen Katastrophe des Fischsterbens im unteren Main ausführlich berichtet hatte, meldet er jetzt eine ähnliche Erscheinung auf der Mainstrecke bei Miltenberg und Freudenberg, wo Tausende von Fischleichen an die Ufer geschwemmt werden. Die Schätzung der Sachverständigen spricht von hundert Zentnern von Barben, die durch Sauerstoffmangel infolge des niedrigen Wasserstandes umgekommen seien. Der Rest des Fischbestandes drängt sich an sauerstoffhaltigen Stellen zusammen und kann mühelos gefangen werden. Die Fischer sind jedoch einsichtig genug, die Reviere nicht zu entvölkern. Eine andere Ursache des Fischsterbens ist die starke Verschmutzung des Wassers im unteren Main. Als einstweilige Abhilfsmaßnahme läßt man über einzelne Schleusenwehre etwas Wasser laufen, um eine Anreicherung des Wassers mit Sauerstoff zu erzielen.

Dynamitfabrik explodiert

Am 20. Juli früh gegen 3 Uhr erfolgte in der Dynamitfabrik Paulilles bei Port Vendres eine Explosion. Das Fabrikgebäude, in dem Nitroglyzerin hergestellt wird, flog in die Luft. Zwei Arbeiter wurden getötet, ein Arbeiter verletzt. Es entstand ein Brand, der von der Feuerwehr bald eingedämmt werden konnte. Der Sachschaden ist sehr beträchtlich. Die Ursache ist noch ungeklärt.

Fast 800 Todesopfer der Hitze in Amerika

Die Zahl der durch die im Mittelwesten Amerikas durch die Hitze ums Leben gekommenen Menschen beläuft sich auf nahezu 800. Davon entfallen allein auf Missouri 205 und auf Illinois 150. In Vineta (Oklahoma) wurde eine Höchsttemperatur von 37 Grad, in Noblesville (Indiana) eine solche von 45 Grad gemessen. Während der Mittelwesten bei der Gluthitze verschmachtet, herrscht im Colorado-Teil Winterwetter. Auf dem Mount Evanest fielen rund vier Zentimeter Schnee. Die Dürreschäden werden auf mehrere Milliarden Dollars geschätzt.

Seit dem 26. Juli tobt an der Texasküste ein Sturm mit etwa 70 bis 80 Meilen Stundengeschwindigkeit. Die Verbindungen sind

---

Stillgestanden! Wegtreten!

Von **Georg Büsing.**

Kleines, schönes Haus. Blumen am Fenster, Sonne, viel Licht. Im Schlafzimmer über dem Bett Photographien: Schützengräben, zerschossene Häuser, lustige Soldatengruppen. Und der Blick in den sauberen, kleinen Garten. Beete mit Rosen. Kamerad Kurz liebte Rosen. Verstand sie zu pflegen. Damals, an der Marne, lagen wir einmal in einem alten Schloß. Schon sehr zerschossen. Kamerad Kurz hatte im Garten Rosen entdeckt. Lag auf den Knien vor ihnen, schnitt Stecklinge. Der Franzmann setzte eine Portion 21er in den Schloßteich. Nun brauchte man nicht mehr zu begießen, meinte Kamerad Kurz, lächelte und schüttelte sich das Wasser aus den Haaren. Packte dann die Stecklinge sorgfältig ein und schickte sie Muttern.

Sie waren getrieben, die Stecklinge. Blühten nun schon Jahre in dem kleinen Garten. Rosen aus dem Schloß an der Marne. Wenn man sie sah, fiel einem allerhand ein. Daß man damals abends zusammensaß und Skat kloppte. Daß irgendwo eine Handharmonika Heimatlieder spielte. Und daß dann Alarm kam. Und daß nachher zwei von den Skatbrüdern fehlten. Man sah sie nie wieder.

Läßt sich nicht wegwischen, diese Zeit. Klopft immer wieder an. Weißt du noch, damals — weißt du noch —? Ja, wir wissen es noch. Ganz genau. Es ist noch alles da. Das Schlachtfeld, der Schützengraben, die brüllenden Nächte, die zerschossene Kirche und die Menschen, die Kameraden. Leutnant Krüger, Feldwebel Timm, Peter Brumm, Walter Hammer. Es kamen neue. Jeden Tag. Es gingen jeden Tag welche. Ein Film. Wenn man die Augen schließt, rollt er ab. Heldentum, Kameradschaft, Treue. Verdun, Flandern, Marne. Weißt du noch, damals — weißt du noch —?

Kamerad Kurz war der Beständigste. Mal 14 Tage Lazarett, kleiner Streifschuß, mal 14 Tage Urlaub. Sonst immer voran. Im dicksten Dreck. Heiter, gelassen, pflichttreu. Soldat und Mensch. Bis kurz vor Schluß. In Flandern war's. Böse Suppe. Gas, Tanks, Bomben. Da schluckte Kamerad Kurz eine Kleinigkeit Gift. Man wollte mal einen Augenblick Luft schnappen, nahm den Maulkorb ab — schon war's geschehen.

Seitdem will die Lunge nicht recht. Husten und so. Man riß sich aber zusammen und tat weiter seine Pflicht. Dienst an der Bahn, Schranken auf, Schranken zu. Wenn's mal schwer wurde, im Herbst, an dunklen Nebeltagen — na, man ließ es sich nicht merken. Der Dienst war da, die Frau und die Kinder. Und die Rosen. Und das Warten auf hellere Zeiten. Nein, man durfte noch nicht abtreten. Es ging noch nicht. Würde schon wieder besser werden.

Ab und zu kam man noch zusammen. Trank ein Glas, spielte Skat. Meistens erzählte man. Damals vor Verdun, an der Aisne, bei St. Quentin, Loretto. Weißt du noch — weißt du noch —? Leutnant Krüger bekam seine Kugel. Mitten ins Herz. War sofort tot. Ja, der Feldwebel Timm weinte. Der dicke, faule Timm! So geht das.

Die Jungens wurden groß. Der jüngere kam an die Bahn, der ältere wurde Soldat. Machte sich gut. Großer, strammer Kerl, so wie der Vater, als die Lunge noch vollen Dienst tat. Kam im Sommer auf Urlaub. Erzählte. Man saß und lächelte. Ja, Gewehr über, rechts um, stillgestanden, wegtreten! Manöver, Zapfenstreich, Scharfschießen. Alles noch da.

Kamerad Kurz drehte Schranken zu, Schranken auf. Jahraus, jahrein. Bis es ihn dann packte. Jäh und niederwerfend.

Kleines, schmales Zimmer. Das weiße Bett, die Blumen, die Photographien. Auf der einen Feldwebel Timm, inmitten der alten Kompagnie. Dick, faul und schmunzelnd. Aber immer bei uns vorn gewesen. War es nicht an der Somme? Fiel er nicht an dem Abend, wo das Trommelfeuer ganz plötzlich einsetzte? Ja, es war an der Somme. Und Feldwebel Timm fiel. Er lächelte noch, als wir ihn begruben. Nur ein wenig anders wie sonst. So hingeweht — wie Kinder im Schlaf lächeln.

Kamerad Kurz war alt geworden. Eingefallen, blaß. Die Hände heiß und zitternd. Ja, nun sei es so weit mit ihm. Man hätte ausgedient. Man würde nun nach oben kommen. Zu Leutnant Krüger, Feldwebel Timm, Peter Brumm und Walter Hammer. Und zu all den andern.

Schöner, warmer Sommertag. Das Fenster weit offen. Im Garten die Rosen aus dem Schloß an der Marne. Der Duft streicht süß und schwer durch das Zimmer. Aus der Ferne hallt Marschschritt. Kommt näher. Junge, feste, sichere Schritte. Und Gesang aus frischen, freien Kehlen. Näher und näher. Kamerad Kurz horcht. Ganz still liegt er da. Die Augen sind weit offen, aber sehr ruhig. Nun dröhnt der Schritt ganz nahe. Und ein kurzes, helles Kommando: Stillgestanden! Wegtreten!

Der Schnellzug Berlin—Paris rast draußen vorüber. Kamerad Kurz grüßt ihn nicht wieder. Kamerad Kurz ist weggetreten. —



Eine wirklich schöne Aufnahme von den Luftmanövern über England

Ueber London wurde dieser Tage ein ganz groß angelegtes Luftmanöver durchgeführt, mit dem die Frage geprüft werden sollte, ob London im Falle eines feindlichen Fliegerangriffs genügend geschützt ist. Dabei zeigte es sich, daß die Schutzmaßnahmen Londons noch völlig unzureichend sind. Dieses erste technische einwandfreie Photo von den Luftmanövern zeigt die Flugzeuge über dem Häusermeer.

unterbrochen, so daß nähere Einzelheiten über die Schäden noch nicht bekannt sind. Am schwersten wurden die Orte Freeport und Port O'Connor betroffen. In Freeport überflutete das Wasser die Schutzdämme und setzte im Augenblick die ganze Umgegend unter Wasser. Der Uferwall von Galveston wurde von Riesenwellen zerschlagen. Die Wasser werden vom Wind durch die Straßen gepeitscht.

Hitzewelle auf dem Balkan

Die Balkan-Halbinsel, auf der bisher zum großen Teil kühles und regnerisches Wetter geherrscht hat, wurde plötzlich von einer außerordentlich starken Hitzewelle erfaßt. Das Thermometer stieg in Südserbien auf 46 Grad im Schatten und 60 Grad in der Sonne. In Belgrad wurden 37 Grad im Schatten gemessen. Der Ministerrat beschloß, die Dienstzeit bei den Behörden auf die Vormittagsstunden zu beschränken. Die Hitze hatte zahlreiche Unglücksfälle zur Folge. In Bosnien starben drei Menschen an Hitzschlag. Beim Baden sind bisher zehn Menschen ertrunken. In Slowenien sanken vor den Augen ihrer Mutter zwei Schüler in die Tiefe.

Irrsinniger verursacht Flugzeugkatastrophe

In einem fahrplanmäßigen russischen Passagierflugzeug zwischen Kiew und Charkow hat sich eine Schreckensszene abgespielt, die elf Passagieren und dem Piloten das Leben kostete. Der einzig Ueberlebende der Katastrophe ist der Telegraphist, dem es im letzten Augenblick gelang, mit dem Fallschirm abzuspringen, um sich so zu retten. Ein allem Anschein nach irrsinniger Passagier ermordete den Piloten und brachte so das Flugzeug zum Absturz.

Die Maschine war pünktlich in Charkow aufgestiegen und voll besetzt. Zunächst war nichts Auffälliges zu bemerken. Plötzlich aber sprang einer der Passagiere von seinem Sitz auf, drang zur Führerkabine vor, riß den Piloten an der Schulter zurück und würgte ihn. Dem Piloten gelang es nur mit großer Mühe, die Maschine im Gleichgewicht zu halten. Andere Passagiere eilten sofort dem Bedrängten zu Hilfe und versuchten, den wild um sich Schlagenden zu bändigen. Der Wahnsinnige schien sich zu beruhigen, und während man ihn nicht aus den Augen ließ, konnte der Flug fortgesetzt werden. Plötzlich aber zog der Irrsinnige in einem unbewachten Augenblick einen Revolver aus der Tasche und feuerte einige Schüsse ab, die den Piloten und einen andern Passagier töteten. Zwei weitere Passagiere wurden verletzt. Der gerettete Telegraphist berichtete von den letzten Minuten in der Luft folgendes:

„Der Pilot schrie tödlich verletzt auf und verlor die Kontrolle über den Apparat, der kurze Zeit darauf Feuer fing. Die Maschine begann bereits zu trudeln, als ich im letzten Augenblick ins Freie gelangte und mit dem Fallschirm in die Tiefe sprang. Neben mir, 300 Meter entfernt, stürzte das Flugzeug krachend zu Boden und explodierte."

Die sofort eingesetzte Untersuchung konnte bisher zu keiner anderen Erklärung des furchtbaren Vorfalls kommen.

Riesenbrand an der Riviera

An der Küste der Riviera, in der Nähe von Maures, westlich von Toulon, wo sich dicht beieinander zahlreiche Schlösser, Luxusvillen und Landsitze befinden, ist ein verheerendes Feuer ausgebrochen, das fast alle Gebäude und eine Waldfläche von über 60 Quadratmeilen vernichtete. Nur durch das rasche Eingreifen von Kriegsschiffen, die mehrere vom Feuer eingeschlossene Personen an Bord nahmen, ist es möglich gewesen, noch schwereres Unglück zu verhüten.

Die Riviera von Maures gehört zu den schönsten Gegenden der Küste am Mittelmeer. Hier, wo wohlhabende Leute aus der ganzen Welt die „Saison" zu verbringen pflegen, entstand aus bisher unbekannter Ursache ein unheimlicher Waldbrand, der sich mit rasender Geschwindigkeit ausbreitete, und der bei der herrschenden Dürre in dem trockenen Laubwerk der Bäume reichlich Nahrung fand.

In vielen Häusern wurden die ahnungslosen Bewohner von den Flammen überrascht, so daß sie alles stehen und liegen lassen mußten, um nur das nackte Leben retten zu können. Erschütternde Szenen spielten sich dabei ab. In mehreren Fällen gab es überhaupt keinen Ausweg mehr aus der Flammenhölle, da bereits der Wald ringsum eine einzige Feuersbrunst war. Nur vom Meere aus konnte noch Hilfe gebracht werden. Auf diese Hilfe brauchten die Bedrängten nicht vergeblich zu warten. Draußen, auf dem offenen Meer, kreuzten große Kriegsschiffe, die ihre Boote an die Küste entsandten und die Flüchtlinge aufnahmen.

Inzwischen hatten sich aus der nahen und ferneren Umgebung Männer in großer Zahl eingefunden, die mit Feuerspritzen und Schaufeln dem Brand beizukommen versuchten. Auf telegraphischem Wege wurde Militär herbeigerufen, das auch in kurzer Zeit eintraf. Aber zunächst schien der Kampf gegen das entfesselte Element völlig aussichtslos. Der Brand fraß immer weiter und vernichtete Gebäude auf Gebäude.

Unter den großen Luxusvillen, die bis auf die Grundmauern niederbrannten, befand sich auch das Schloß des Parfüm- und Zeitungskönigs Coty, der erst dieser Tage in geistiger Umnachtung gestorben ist. An einer Stelle war ein ganzes Dorf von der Feuersbrunst eingeschlossen worden. Vom Meer aus konnte der verzweifelte Kampf der Bauern beobachtet werden. Man rief ihnen zu, sie sollten sich auf die bereitgehaltenen Boote flüchten, aber sie gaben den Kampf nicht auf. Immer enger wurde der Raum, auf dem sie sich befanden, immer größer die Hitze. Freiwillige von den Kriegsschiffen gingen an Land und griffen mit zu. Endlich, als sich der Wind drehte, war die größte Gefahr vorüber. Die Hartnäckigkeit der Bauern, deren Frauen und Kinder sich übrigens ebenfalls an der Löscharbeit beteiligt hatten, war Sieger geblieben.

Auch die Löschmannschaften in den anderen Gegenden konnten schließlich der Flammen Herr werden. Es gelang wenigstens, das Feuer in seiner weiteren Ausdehnung zu beschränken. Der Schaden beläuft sich auf etwa 20 Millionen Mark.

Ueberschwemmungskatastrophe in Japan

Die furchtbare Ueberschwemmungs-Katastrophe in den Präfekturen Ishikawa, Fukui und Toyama ist die größte seit vierzig Jahren. Den Rettungsexpeditionen bietet sich ein grausiges Bild. In den schmutziggelben Fluten treiben Leichen, Hausgeräte, totes Vieh und Gerümpel. Die Aufräumungsarbeiten gestalten sich äußerst schwierig, da viele Häuser unterwaschen sind und ein Eindringen lebensgefährlich ist, da sie jeden Augenblick zusammenstürzen können. Man befürchtet den Ausbruch von Epidemien.

Entsetzliche Szenen haben sich beim Eintreten der Ueberschwemmungen abgespielt. So wurden in der Präfektur Toyama Tausende von Schulkindern in drei großen Elementarschulgebäuden durch die Fluten von der Außenwelt abgeschnitten. Zahlreiche Einwohner konnten nicht mehr rechtzeitig ihre Wohnungen verlassen und wurden entweder unter den Trümmern ihrer einstürzenden Häuser begraben oder von den Fluten fortgespült.

Insgesamt werden noch annähernd 200 Personen vermißt, wodurch sich die Zahl der Todesopfer nur schwer bestimmen läßt. Der angerichtete Sachschaden ist noch unübersehbar, etwa 25 000 Häuser wurden unterspült oder schwer beschädigt.

Frachtermässigung für Düngemittel

—ch— Zur Unterstützung der Landwirtschaft haben die Polnischen Staatsbahnen für Düngemittel besondere Frachtbegünstigungen herausgegeben.

1. Die generelle Begünstigung m 8, die von allen polnischen nach allen polnischen Bahnhöfen in Anspruch genommen werden kann und sich auf folgende Düngemittel bezicht: Superphosphate, mineralische und Knochen, sowie Mischungen, Kainit, Ammonsulphate, Chilesalpeter, Ammoniumnitrat, Kalkstickstoff, Kalkammon, Ammoniumchlorid, Chorzower Salpeter, Natronsalpeter und kalkhaltigen Salpeter. Für diese Begünstigung wurde ein besonderer Frachtsatz eingeführt, der Frachtsätze für Entfernungen von 1—1200 km vorsieht und für die Verfrachtung als Stückgut in Frage kommt.

Es ist jedoch ausdrücklich vermerkt, dass die nach dieser Sonderbegünstigung beförderten Sendungen im Frachtbrief folgenden Hinweis enthalten müssen: „Zum Düngen auf dem Gebiet der Republik Polen und der Freien Stadt Danzig."

2. Die Anhangsbegünstigung m 9 gilt einerseits für Superphosphate, mineralische und Knochen sowie Mischungen von den Stationen Brzezie n. O., Danzig, Gorlice, Jezierzany, Barysz, Katowice, Bogucice, Kielce, Kraków, Luboń, Lwów, Poznań, Starołęka, Radom, Rudniki, Koło, Częstochowa, Rymanów, Strzemieszyce, Toruń, Zachodni, Rzeszów, Ujazd, Wadowice, Warszawa, Włocławek und andererseits von Bogumilowice, Chebzie, Chorzów, Hajduki, Knurów, Kopalnia Emma, Królewska Huta, Laziska, Nowy Bytom, Tarnowskie Góry, Tarnów, Tczew, Warszawa und Wolfgang für Ammonsulphat, Chilesalpeter, Ammoniumnitrat, Kalkstickstoff, Kalkammon, Ammoniumchlorid, Chorzower Salpeter, Natronsalpeter und kalkhaltigen Salpeter. Als Empfangsbereich kommen für beide Abteilungen alle Bahnhöfe in den Direktionsbezirken Wilno, Radom, Lwów und Stanislawow in Frage, sofern sie über 600 km von der jeweiligen Versandstation entfernt liegen. Für sämtliche Verkehrsbeziehungen ist ein einheitlicher Frachtsatz von 1.20 zł per 100 kg in 10-t-Sendungen vorgesehen.

3. Für die schon bestehenden Sonderbegünstigungen m 1 für Torfstaub und Torfstreu, m 2 für rohen, gebrannten und gemahlenen Düngekalk, Defakationskalk, Saturationsschlamm und Kalkasche, m 3 für entleimten Knochenschrot und Knochenmehl, m 4 für mineralische Superphosphate und Superphosphate aus Knochen, m 5 für Kalisalze: Kainit usw., m 6 für konzentrierte Kalisalze, m 7 für Ammonsulphat, Kalksalpeter, Ammoniumnitrat, Kalkstickstoff, Kalkammon, Chlorammonium, Chorzower Salpeter, Natronsalpeter und kalkhaltigen Salpeter, ist der gemeinsame Frachtsatzzeiger durch einen neuen ersetzt worden. Dadurch treten für sämtliche Sonderbegünstigungen Frachtsenkungen von über 15% ein.

Die Danzig-polnischen Wirtschafts- und Zollverhandlungen

Wie von seiten des Danziger Senats amtlich mitgeteilt wird, sind die seit geraumer Zeit zwischen Danzig und Polen geführten Verhandlungen zur Regelung verschiedener strittiger Fragen, wie der Einfuhrkontingente für Danzig, des Verkehrs mit Lebensmitteln, der Marktregelung für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Fische, des Veterinärverkehrs und Pflanzenschutzes sowie einer Reihe von Zollangelegenheiten am 25. d. M. in Zoppot zu einem gewissen Abschluss gebracht worden. Die fertiggestellten Abkommensentwürfe werden den beiden Regierungen zur Genehmigung vorgelegt werden.

Polnisch-deutsche Verständigung über Getreideausfuhr

Wie von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, haben die in Warschau geführten Besprechungen zwischen den deutschen und polnischen Vertretern über eine Zusammenarbeit der beiden Länder auf dem Gebiete der Getreideausfuhr ein günstiges Ergebnis gezeitigt. Man erwartet hier die Unterzeichnung eines entsprechenden Abkommens, das eine Verlängerung der bisherigen Abmachungen ist, in den nächsten Tagen.

Um die polnisch-englische Kohlenverständigung

Wie aus London berichtet wird, hat die Exportkommission des Verbandes der englischen Kohlenbergwerksbesitzer beschlossen, die Einladung der polnischen Kohlenkonvention zu Verhandlungen über eine Verständigung in der Kohlenausfuhr anzunehmen. Die englischen Vertreter werden in der zweiten Septemberhälfte nach Warschau reisen. In polnischen wirtschaftspolitischen Kreisen ist man über diese Zusage um so mehr erfreut, als nach der letzten englischen Note wenig Hoffnung vorhanden schien, dass die Engländer bereit seien, sich mit Polen in dieser für Polen so wichtigen Frage an einen Verhandlungstisch zu setzen.

Italiener wollen für Kohle eine Drahtseilbahn in der Tatra bauen

In der polnischen Oeffentlichkeit wird seit einiger Zeit die Frage des Baues einer Drahtseilbahn im Gebiet der Hohen Tatra bei Zakopane eifrig erörtert. Dem Verkehrsministerium ist, wie von unterrichteter Seite verlautet, von einem italienischen Konsortium der Antrag unterbreitet worden, eine solche Drahtseilbahn zu bauen. Die Italiener sollen sich bereit erklärt haben, die Bezahlung in Lieferungen von Kohle entgegenzunehmen. Ein Teil der Lieferungen für diese Seilbahn soll in Polen angeschafft, die wichtigsten Bestandteile jedoch aus Italien eingeführt werden. Wie es heisst, wird dieser Vorschlag im Verkehrsministerium einer eingehenden Prüfung unterzogen.

Die polnisch-spanischen Handelsbeziehungen

Die spanische Regierung hat die Geltungsdauer des im April d. J. gekündigten polnisch-spanischen Handelsvertrages vom 7. Mai 1930 bis zum 25. August verlängert. Die bis zu diesem Zeitpunkt aus Polen eingeführten Waren werden nach den Vertragszollsätzen behandelt, die nach diesem Termin eingeführten Waren jedoch, auch wenn sie vor diesem Tage abgesandt wurden, nach den Maximalzollsätzen.

Verluste an Dollarguthaben

Der Verband der Banken in Polen hat auf Grund einer Umfrage festgestellt, dass bei den polnischen Banken Spareinlagen und Einlagen in offener Rechnung auf 72 Mill. amerik. Dollar von Privaten angelegt waren. Infolge der Dollarentwertung haben diese Bankkunden einen Verlust von rund 20 Mill. Dollar erlitten. Die Einlagen bei den Staatsbanken, den öffentlichen Sparkassen und bei den Genossenschaften sind in dieser Summe nicht enthalten.

Amerikanische Interessenten für polnisches Bauholz

Wie von der polnisch-amerikanischen Handelskammer in Warschau mitgeteilt wird, sind in letzter Zeit wiederholt Anfragen amerikanischer Interessenten eingelaufen, die sich über die Möglichkeiten der Ausfuhr von grösseren Mengen von polnischem Bauholz nach Amerika unterrichten wollten. Einzelne Interessenten sind selbst aus Amerika nach Polen gekommen, um an Ort und Stelle die Verhandlungen zu führen.

Posener Getreidebörse

Getreide. Posen, 1. August. Amtliche Notierungen für 100 kg in Złoty fr. Station Poznań.

Richtpreise:

Roggen	17.00—17.25
Weizen	22.00—22.25
Braugerste	21.50—22.00
Einheitsgerste	19.75—20.25
Sammelgerste	18.50—19.00
Hafer	17.00—17.50
Roggenmehl (65%)	23.00—24.00
Weizenmehl (65%)	32.50—33.00
Roggenkleie	13.50—14.00
Weizenkleie	13.00—13.25
Weizenkleie (grob)	13.50—13.75
Winterraps	40.00—41.00
Senf	52.00—54.00
Viktoriaerbsen	36.00—40.00
Folgererbsen	32.00—35.00
Blaulupinen	11.75—12.50
Gelblupinen	13.00—14.00
Inkarnatklee	145.00—150.0
Weizenstroh, lose	2.25—2.45
Weizenstroh, gepresst	2.85—3.05
Roggenstroh, lose	2.75—3.00
Roggenstroh, gepresst	3.25—3.50
Haferstroh, lose	3.00—3.25
Haferstroh, gepresst	3.50—3.75
Gerstenstroh, lose	2.25—2.45
Gerstenstroh, gepresst	2.85—3.05
Heu, lose	7.00—7.50
Heu, gepresst	7.50—8.00
Netzeheu, lose	8.00—8.50
Netzeheu, gepresst	8.50—9.00
Leinkuchen	22.00—22.50
Rapskuchen	16.75—17.25
Sonnenblumenkuchen	20.50—21.00
Sojaschrot	21.50—22.00

Gesamttendenz: stetig.

Posener Viehmarkt

(Notierungen für 100 kg Lebendgewicht loco Viehmarkt Posen mit Handelsunkosten.)

Rinder:

Ochsen:

a) vollfleischige, ausgemästete, nicht angespannt	60—64
b) jüngere Mastochsen bis zu 3 Jahren	54—58
c) ältere	44—48
d) mässig genährte	38—42

Bullen:

a) vollfleischige, ausgemästete	56—62
b) Mastbullen	52—56
c) gut genährte, ältere	42—44
d) mässig genährte	36—40

Kühe:

a) vollfleischige, ausgemästete	60—64
b) Mastkühe	46—54
c) gut genährte	30—36
d) mässig genährte	20—26

Färsen:

a) vollfleischige, ausgemästete	60—64
b) Mastfärsen	54—58
c) gut genährte	46—50
d) mässig genährte	38—42

Jungvieh:

a) gut genährtes	38—42
b) mässig genährtes	36—38

Kälber:

a) beste ausgemästete Kälber	66—76
b) Mastkälber	58—64
c) gut genährte	48—56
d) mässig genährte	36—46

Schafe:

a) vollfleischige, ausgemästete Lämmer und jüngere Hammel	66—76
b) gemästete, ältere Hammel und Mutterschafe	56—64
c) gut genährte	—

Mastschweine:

a) vollfleischige von 120 bis 150 kg Lebendgewicht	80—84
b) vollfleischige von 100 bis 120 kg Lebendgewicht	72—78
c) vollfleischige von 80 bis 100 kg Lebendgewicht	66—78
d) fleischige Schweine von mehr als 80 kg	58—64
e) Sauen und späte Kastrate	64—74
f) Bacon-Schweine	—

Marktverlauf: fest.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.